



3 1761 05321666 9

* *
Josef Ponten

Der Meister

Novelle

Insel-Bücherei Nr. 289

*

*

PT
2631
064M45
1900z
c. 1
ROBA



Presented to the
LIBRARY *of the*
UNIVERSITY OF TORONTO
from
the estate of
JOHN ENVERS

JOHN EMVERS

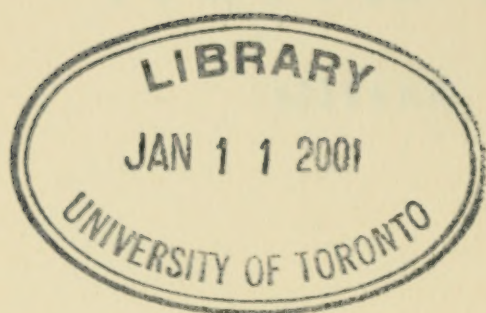


Josef Ponten

Der Meister

Novelle

Im Insel-Verlag zu Leipzig



LIBRARY

JAN 1 1 2001

UNIVERSITY OF TORONTO

Der Dombaumeister hatte plötzlich seine stattliche Wohnung auf der Nordseite des Münsterplatzes geräumt und mit einer engen auf der Südseite vertauscht. Der Schwamm sei im Gebälk gewesen, hatte er ausgestreut. Aus dem Schwamme, der das Holz durchfault, machten die Leute, mehr in Rüchendingen als im Bauwesen erfahren, Schwaben und, einmal in der Tierschöpfung begriffen, Wanzen. Das alte Dombaumeisterhaus am Münsterplatz sei unrettbar verwanzt gewesen — das erschien in der Stadt, wo über jedes Tun und Lassen die öffentliche Meinung Recht spricht, als annehmbarer Grund für den Wohnungswechsel.

Der Dombaumeister hätte mit dem Erfolge seiner Ausstreuung zufrieden sein können, wenn nicht seine Frau ungläubig geblieben wäre. Und wie sollte sie gläubig werden? Von dem Schwamme hatte sie nichts bemerkt, und das Gerücht von den Schwaben und gar das von den Wanzen mußte sie kränken. Und plötzlich, ganz plötzlich — ja, überkommt uns nicht bisweilen, wie eine Krankheit einen wohl anfällt, Mißtrauen gegen einen Menschen, dessen Lauterkeit uns bisher eine Sonne war? Und ob wir mit ihm die Schulbank, den Tisch oder gar das Bett geteilt haben! „Er hat gelogen!“ sprach sie, bei einem ersten Rundgang durch das fertig eingerichtete, aber noch so fremde Haus allein im Wohnzimmer stehend, und das Haus schien ihr leise zu beben.

Im Dom begannen die Sonntagsglocken zu läuten, und wenn's vorher Einbildung gewesen war, jetzt bebte das Haus wirklich und teilte sein Beben ihrem Körper mit. Und wieder bebte es, denn das Hundekärrchen eines Milchbauern fuhr vorüber. Und wieder, denn jemand kam die Treppe herauf — ach, es war ja nur ein armseliges altes Holzhaus! Das verlassene, das aus alten Jahrhunderten, als die Steinhäuser noch selten waren, den ehrwürdigen Namen, Der Stein' bewahrte, hatte nicht vom Geläute der Glocken und der Fahrt eines Hundekärrchens gebebt. Wie ein Schiff ist dieser schaukelnde Kasten, dachte die Frau grimmig; wer weiß, wohin wir darin steuern?

Der Dombaumeister trat ein und legte lächelnd einen Arm voll

Blumen vor die jetzt am Tische sitzende Frau, Narzissen, Feuerlilien, Orchideen. „Zur Feier des Einzugs“, sagte er leise und wies mit seiner weißen Künstlerhand auf den Blumenberg.

„Ich bin die Aufmerksamkeiten nicht mehr gewohnt“, sagte sie kalt. „Mein Gott,“ meinte er ernst, „wenn man bald silberne Hochzeit feiert...“

Sie stand auf. „Sag's geradeheraus, Mann, was bedeutet das heute?“

Die jähe Frage verwirrte ihn, er stand betreten vor ihr und wußte nichts zu sagen. „Kannst du dich nicht an das neue Haus gewöhnen, Frau?“ frug er nach einer Weile leise.

„Du hast gelogen!“

„Gelogen... ich...?“ Er verfärbte sich. „Woher...“

„Woher? Wenn ich selbst wüßte woher!“ lachte sie scharf. „Die Gedanken kommen einem plötzlich, die guten wie die bösen. Sie fallen einem ein, wie der Bliß in ein Haus fällt.“

„Dann werden sie danach sein“, brachte er höhnisch hervor. „Nur das Wohlüberlegte und Erdachte hat Wert“, setzte er fort, durch ihr Schweigen mutig gemacht. „Gib dich nicht törichtem Einfällen hin. Die sind für nichts zu achten. Denken,“ lehrte er, „Denken, Überlegung, Ernst, Fleiß...“

„Fleiß! Fleiß! Rede nicht immer vom Fleiß. Wenn nur der Fleiß allein es könnte!“

„Du hast mir nie Vorwürfe gemacht, Frau, daß ich's nicht weiter gebracht habe.“

„Nein, man kann von einem Menschen nicht mehr verlangen als Fleiß. Fleiß ist das Menschenmögliche. Aber was darüber hinausgeht, das läßt sich durch kein Denken und Grübeln erzwingen. Das ist Geschenk. Das fällt einem ein...“

„Kindern fällt etwas ein“, höhnte er leise.

„Oh...!“ rief sie in Ohnmacht und verhaltener Wut und preßte ihre Finger zu Fäusten zusammen, daß sie weiß wurden.

„Weib,“ sagte er fest und ergriff ihre Hand, „was zum Teufel ist in dich gefahren? Gerade heute?“

Sie bewegte die freie Hand durch die Luft, als wehrte sie etwas ab, und setzte sich nieder. Auch er setzte sich an den Tisch und trommelte in seiner Unruhe mit harten Fingern auf der Platte.

„Bitte, laß das Trommeln“, sagte sie, ohne aufzusehen. „Du täuschest mich doch nicht. Du möchtest sicher scheinen, aber nur ich bin sicher. Mir ist ja etwas — eingefallen“, lächelte sie höhnisch. „Du sollst mir jetzt sagen, ob mir das Richtige einfiel. Wir wollen nicht Verstecken spielen.“

„Du wirst heute deinen Weibertag haben,“ sagte er voll Schonung, „da muß man geduldig sein.“

„Nein! Keinen Weibertag! Danke für die Rücksicht. Ich brauche sie nicht.“

„Willst du eine Auseinandersetzung?“ frug er leise aber scharf, und verschluckte sich doch dabei.

„Ja!“

„Warum gerade heute?“ wick er aus. „Wenn man böse ist, soll man nicht über wichtige Dinge sprechen. Und du bist heute durch und durch böse. Eine Auseinandersetzung scheinen ja die Frauen alle in einem gewissen Alter haben zu wollen.“

„Ich bin aufgewühlt, aber ich bin nicht böse. Ich bin zornig, und du verhöhnt mich!“

„Gut. Lassen wir beides. Ich will dich verlassen und zu meiner Tochter gehen. Die wird mit ihrem Vater den Einzug feiern. Du gestattest, daß ich Gisela die Blumen bringe, die du verschmähst hast?“

Ihre beiden Hände sprangen wie Tiere nach seiner Hand und faßten sie. „Du bleibst! Gesteh: hast du gelogen?“

Er sah sie trotzig an. Aber allmählich knickte sein Blick gleichsam ein, er ballte die Hände, stemmte die Arme auf die Tischplatte und drückte die Fäuste in die Augen. Sie stand auf, trat neben ihn und legte ihre Hand auf seine Schulter.

„Gottschalk,“ sagte sie sanft, „warum versteckst du dich vor mir? Verzeih mir, ich war wirklich ein böses Weib. Laß mich wie früher zu dir sprechen. Wir haben uns eben beide geirrt, als wir glaubten,

daß du ein Künstler seist. Damals in jungen Jahren, als wir heiß miteinander durch den Dom gingen und du sagtest, du würdest das auch bauen können. Ich weiß schon lange, daß du es nicht kannst. Es war mir hart, es einzusehen. Ich habe es dir angemerkt, als auch dir der Zweifel kam, so vor ein, zwei Jahren, ganz allmählich. Und deine ewigen Mißerfolge bei den Preisauschreiben in den Städten des Reiches — ich weiß, daß du heimlich für die Wettbewerbe gearbeitet hast. Warum hältst du mich für dumm? Es muß doch einen Sinn haben, daß du zu gewissen Zeiten die halben Nächte zeichnest? Und wenn du fertig bist, dann bist du drei Monate lang froh, während das Preisgericht die eingegangenen Entwürfe prüft. Aber eines Tages bringt die Post eine dicke Rolle mit dem Siegel einer Akademie — deinen zurückgewiesenen Entwurf. Dann bist du lange niedergeschlagen. Sieh, das weiß ich doch schon seit Jahr und Tag. Ich habe mich darin ergeben und alle großen Träume begraben. Warum durfte ich von deinen immer wiederholten Anläufen und Mißerfolgen nichts erfahren? Ich will dir sagen warum. Mir hättest du sie schon eingestanden, aber du kannst sie dir selbst nicht eingestehen. Du träumst noch immer. Aber laß ihn fahren, den Traum. Alle können nicht Schöpfer sein, es muß auch Erhalter geben. Was wären unsere alten Bauwerke, wenn sich nur Schöpfer um sie gekümmert hätten? Sie wären längst verwitterte Steinhäufen. Hörst du mich, Gottschalk? Sitz nicht so still da wie ein Loter und starr nicht so vor dich hin. Ich will ganz offen zu dir sein und dir sagen, was ich weiß und was ich nicht weiß. Ich weiß, daß du gelogen hast, aber ich weiß nicht, warum du gelogen hast. Es wird nur eine Notlüge gewesen sein, aber ich weiß nicht, warum die Lüge nötig war. Wenn sie nötig war, laß auch mich es wissen, und ich will mit dir lügen, so schwer es mir werden mag. Hörst du mich, Gottschalk?“ Sie schüttelte leicht seine Schulter. „Sitz nicht so starr da. Sprich. Rede. Hier ist Berta. Hier ist deine Frau. Deine Freundin seit dreiundzwanzig Jahren. Die törichte Genossin deiner törichten Träume. Die ihre Torheit mit dir in Selbstbescheidung

büßen wird. Hörst du mich, Gottschalk? Hast du mich auch angehört? Soll ich dir wiederholen, was ich sagte? Ich sagte, nicht alle können Schöpfer sein. Es muß auch Erhalter geben. Was wären die Bauwerke der Schöpfer ohne die Erhalter der Schöpfungen? Sie lägen als verwitterte Steinhaufen längst am Boden. Das sagte ich, und ich sagte, daß unser plötzlicher Umzug damit etwas zu tun haben müsse. Ach, du sitzt starr wie eine Leiche da. Rühr dich doch...! Begnüge dich, Erhalter eines großen und stolzen Bauwerkes zu sein..."

„Wenn es aber auch dazu nicht langt?“ rief plötzlich der Mann, schlug seine Faust auf den Tisch nieder und schaute wild, fast irr um sich.

„Was? Was ist das?“ rief die Frau und sah erschrocken auf. Dann lief sie zum Fenster und schloß es, als bestände Gefahr, daß die Stadt hereinhörchte. Sie kam zurück, stellte sich neben ihren Mann, legte den Arm um seinen Hals und suchte ihm von der Seite ins Gesicht zu sehen. „Was sagst du, Gottschalk?“ flüsterte sie.

Er starrte wie ein Irrer mit aufgerissenen Augen vor sich ins Leere und sagte leise: „Das Domchor stürzt ein.“

Stille.

Ganz still war es im Zimmer. Man hörte die Schritte und das Lachen von Leuten, die auf der Straße vorübergingen.

„Was? Was sagtest du?“ frug Frau Berta, sich an ihn drängelnd.

„Das Domchor stürzt ein!“ schrie er. „Das Domchor stürzt ein, heute, morgen, beim nächsten Sturme! Fünfhundert Jahre hat das Chor dagestanden, fest gestanden. Ein bißchen gegangen ist es, geworfen hat es sich, gesetzt hat es sich, wie alle Bauwerke tun. Das hat nichts auf sich. Das bedeutet nichts. Das kann man an den berühmtesten Mustern beobachten. Vom vierzehnten Jahrhundert, wo der Meister es gebaut hat, bis gegen das Ende des achtzehnten hat es fest dagestanden wie ein Block. Aber seit gut hundert Jahren bewegt es sich! Rührt es sich! Gar nicht mehr so,

wie man es sonst auch beobachten kann. Ganz anders! Es rührt sich! Es reißt! In den Gewölbekappen sind Risse! Die ältesten sind schon hundert Jahre alt. Meine Vorgänger als Domheralter haben sie zuschmieren lassen. Aber die Risse haben sich immer wieder geöffnet. Immer weiter. Immer breiter sind sie geworden. Erst konnte ein Kind seinen Finger hineinstecken, dann schon ein Mann. Jetzt kann man bereits einen Arm hindurchführen, und keinen schmalen. Und immer neue Risse entstehen. Neben den alten und quer darüber. Kein Mensch weiß, woran es liegt. Meine drei oder vier Vorgänger haben zugeschmiert und zugeschmiert. Auch sie haben nichts gewußt. Auch sie haben gesucht wie ich. Man sieht noch die Spuren, wo ihr Taschhammer das Gewölbe abgeklopft hat. Und dann hat sie die Angst vor den Leuten befallen, die rufen würden, daß die Dombaumeister nichts verstehen, und sie haben die Kappen grell bemalen lassen. In der Bunttheit fallen die Risse nicht auf. Der erste ist nur ängstlich, der zweite leichtsinnig, der dritte schon fahrlässig gewesen, und ich, der vierte in den hundert Unglücksjahren, ich soll der Unglücksmensch sein, der alles ausbaden muß. Denn das Gewölbe reißt weiter. An einer Stelle in einer zum Glück versteckten Kappe kann schon eine Katze durchkriechen. In der Fastenzeit, als das vierzigstündige Gebet im Münster gehalten wurde und die Kanoniker viel Weihrauch verbrauchten, da habe ich zufällig auf dem Söller unseres Hauses drüben gestanden und auf das Chor geschaut. Und was glaubst du, was ich gesehen habe? He? Haha! Ich sah es rauchen! Rauchen sah ich es! Durch die Dachschiefer ringelte und kringelte der Rauch wie aus einem zugedeckten Kohlenmeiler. Es war der Weihrauch und der Rauch der tausend Kerzen. Durch das Gewölbe und den Dachstuhl drang er durch. Wenn die Bürger und die Chorherren bei der Messe den Rauch durch die Risse wie durch einen Rauchfang abziehen sehen, dann werfen sie Steine auf mich! Dann werde ich abgesetzt mit Schimpf und Schande! Haha, das geschieht schon nicht, denn nun halten sie im Chor keinen Gottesdienst mehr. Ich habe dem Kapitel klargemacht, daß es

besser sei, während der Wiederherstellungsarbeiten unter den Gerüsten keine Messen zu lesen. Ich habe gesagt, es könnte ein Steinchen auf die Hostie fallen. Es könnte Verpuß in den Kelch niederblättern. Ich habe den Altar unter die Vierung in die Hochkirche stellen und diese gegen das Chor durch eine Bretterwand verschalen lassen. Nun wird man wenigstens keinen Rauch abziehen sehen.“

„So etwas habe ich mir gedacht, Gottschalk. Aber hast du denn nur an dich und deinen Ruf und nicht an die Chorherren gedacht, über die eines Tages das Chor hätte einstürzen können?“

„Nein,“ sagte er starr, „an die Chorherren habe ich nicht gedacht.“

„Schrecklich! Du hast es nur deinetwegen getan. Schrecklich, Gottschalk!“

„Oh, das Schreckliche kommt noch, das wirklich Schreckliche. Aber ich habe ihm einen Streich gespielt, dem wirklich Schrecklichen! Ich habe ihm einen Streich gespielt, daß es mir keinen spielt!“ Triumphierend sah er ins Weite.

„Wo steckt das Übel denn? Du bist der Arzt des Domes, der Dom ist krank, er ist fünfhundert Jahre gesund gewesen, nun ist er krank. Wo ist er krank? Untersuche doch den Dom wie einen Kranken. Stelle das Übel fest und bekämpfe es!“

„Ich habe das Chor untersucht wie einen Kranken. Ich habe ihm den Puls gefühlt und habe es beklopft — ich fand nicht, wo das Übel liegt. In den Fundamenten nicht, die sind gesund und stehen auf gewachsenem Felsen. Ich bin im fliegenden Stuhle draußen und drinnen am Gemäuer entlang gefahren — ich sehe nur das Was, nicht das Warum des Übels. Und ich habe Schreckliches gesehen. Denn daß die Kappen reißen, das ist noch gar nicht schlimm. Sie hängen ja zwischen den Rippen. Aber die Rippen, Berta, die Rippen! Sie sind durch die Gewichtsverschiebung hier und da überlastet. Sie reißen, Berta, sie zermorschen in sich. Wenn man bei Sturm das Ohr an das Gewölbe legt, hört man's drinnen leise mahlen. Mach dir klar, was das heißt! Jeden Augenblick können die Rippen bersten. Still... hörtest du nichts?

Krachte es da nicht? — Könnte ich nur das Läuten verbieten, das den ganzen Dom erschütterte! Jeden Augenblick kann es niederkrachen, das Chor. Denn auch die Widerlagpfeiler draußen geben durch den Überdruck nach, sie hängen schon nach außen aus dem Lot. Oh, ganz bedenklich aus dem Lot! Seit einem halben Jahre fahre ich wie ein Toller um das Bauwerk herum und suche und suche und finde nicht, wo das Übel steckt. Ich könnte einen Eisenring um das ganze Chor herumschmieden lassen, daß es ein Block wird. Aber dann würden die Bürger lachen und würden sagen: Das Chor hat fünfhundert Jahre ohne diesen scheußlichen Eisenring dagestanden, wie kommt es, daß es plötzlich einen Eisenring braucht? Wie haben die Alten das denn gemacht, Herr Dombaumeister? Herr Dombaumeister, he, wie haben die Alten das gemacht? Herr Dombaumeister, hört Ihr? Wie die Alten das gemacht haben, fragen wir? Versteht Ihr Eure Sache denn auch, Herr Dombaumeister? Wenn nicht, dann schreibt Euch gefälligst Euren Paß aus. Wir bestellen uns einen andern Baumeister. — Wie haben die Alten es nur gemacht, daß das Gebäude fünfhundert Jahre, ohne sich zu rühren, gestanden hat? Sie müssen irgend einen Kunstgriff angewandt haben. Aber ich finde ihn nicht! Ich finde ihn nicht! Und ich suche mir die Augen rot und blind. Was hilft es mir, mich zu trösten, daß meine drei Vorgänger im Amte den Kniff auch nicht gefunden haben? Die zwei letzten haben gewußt, daß das Chor einstürzen wird, über kurz oder lang, denn sie haben in ihrem letzten Willen verfügt, daß sie nicht wie die früheren Dombaumeister neben den Kanonikern im Chore, sondern im Langschiff begraben werden sollten. Sie wollten in ihrem Grabe nicht davon aufgeweckt werden, wenn das Gewölbe auf die Grabplatte herabkracht. Haha, siehst du, die Schlaunen!... Ich wünsche, ich wäre auch tot und läge im Langschiff bei ihnen begraben.“ Er senkte den Kopf in die Grube zwischen die auf dem Tische ausgestreckten Arme.

„Schrecklich,“ sagte Frau Berta, „schrecklich! Was mußt du gelitten haben! Aber was ist nun zu tun?“

„Nichts ist zu tun,“ sagte er dumpf, „als zu warten, bis der erste Herbststurm alles in Trümmer wirft.“

„Du mußt sofort hinausgehen, die Straße durch einen Zaun sperren lassen und warnen, nahe am Chor vorüberzugehen. Du mußt den Strohwisch aushängen, wie ihr bei Dacharbeiten tut.“

„Ich soll die Leute aufmerksam machen? Daß sie mit Fingern auf mich weisen, Weib?“

„Aber denk an die Menschenleben, die zugrunde gehen, wenn das Unglück geschehen sollte!“

„Aber denk an mich, der lächerlich wird, wenn ich sie warne!“

„Aber die Menschen! Die Menschen, Gottschalk!“

„Aber ich! Aber ich, Berta!“

Sie schüttelte den Kopf und sagte leise: „Ich weiß nicht, was es da zu fragen und zu zaudern gibt.“

„Ich habe ja schon etwas getan. Ich habe ja schon gewarnt“, lachte er grimmig und bedeutungsvoll.

„Du hast schon gewarnt? Oh, sei gesegnet, Gottschalk!“

„Vorläufig nur dich und Gisela.“

„Wieso? Ich versteh dich nicht.“

„Nun kommt nämlich das Merkwürdigste. Die Risse und die Versetzungen des Mauerwerkes zeigen sich alle auf der Nordostseite. Auf der Südseite ist nichts zu sehen. Also drüben auf der andern Seite, wo unser altes Haus steht. Dort hinüber wird das Chor stürzen. Auf die Häuser drüben fallen.“

„Daher?!“ rief sie. „Daher dieser Umzug?! Daher sind wir von der Nordseite, wo die Mittagssonne uns warm in die Fenster schien, auf diese kalte Schattenseite gezogen? Daher... o Gottschalk!“

„Siehst du nun, daß dieser Umzug, dieser sinnlose Umzug, wie du in deinem kurzen Weiberverstand dich auszudrücken beliebtest, doch einen Sinn gehabt hat? Und keinen dummen?“ triumphierte er.

„Unser altes Haus...“

„... wird begraben, wenn das Chor einstürzt. Gott sei Dank, ist ja niemand mehr darin.“

„Über die Häuser daneben? Rechts das Küsterhaus und das des alten Schweizers, und links die Prälatur...“

„Jeder ist sich selbst der Nächste“, sagte der Baumeister dumpf und stand entschlossen auf.

„Entsetzlich, Gottschalk! Bist du ein Unmensch?“

In diesem Augenblicke öffnete sich eine Thür, und ein blondes Mädchen trat herein. „Riefst du mich, Mutter? Mir war, du riefst mich.“

„Du kommst gerade recht, mein Kind“, sagte der Vater. Er nahm das schlanke Mädchen zärtlich in die Arme. „Du sollst mir beistehen, denn deine Mutter ist aufgestanden gegen deinen Vater.“

„Gottschalk!“ rief Frau Verta.

Gisela machte sich erschrocken aus den Armen des Vaters los und trat zurück. „Was habt ihr miteinander?“

Sie war ein zartgliedriges Mädchen mit weißer Haut und hellblauen Augen. Ihre Beine über den Schuhen waren so dünn wie die eines Vogels. Fast gebrechlich waren sie; man mochte sich wundern, daß der Mensch darauf gehen konnte. Der dünne Hals trug nicht schwer an dem kleinen Kopfe, schien aber die Last eines blonden, aus dicken Flechten gebildeten Haarhelmes kaum meistern zu können.

„Hältst du mit deinem Vater oder deiner Mutter, Gisela?“ frug Meister Gottschalk.

„Warum muß ich mit einem von euch beiden halten? Warum kann ich nicht mit euch zwei beiden halten?“ sagte sie ängstlich.

„Wenn es einmal darauf ankäme, Gisela... es könnte vielleicht einmal darauf ankommen...“

„Was bedeutet das? Du machst mir angst, Vater.“

„Wie kannst du dem Kinde solche Fragen stellen, Mann! Hör nicht auf ihn, Gisela.“

Gisela sah Vater und Mutter nacheinander an. Dann ging sie lang-

sam zum Fenster, und bald erschütterte sie ein heftiges Weinen. Nach einer Weile brachte sie zwischen ihrem Schluchzen heraus: „Ich hatte gedacht, nur die Leute auf der Straße zanken sich. Nur die Eltern bei Krämers und Schneiders zanken sich. Nun zanken meine Eltern sich auch.“

„Wir zanken uns nicht, Gisela“, sagte der Meister betreten. „Aber sieh, wenn die Leute sich einmal von deinem Vater abwänden, wenn auch die Mutter ihn verliesse, würdest du... würdest du ihn dann auch verlassen?... Wenn du die letzte bei ihm wärst... würdest du ihn dann allein in der Welt lassen?“

Gisela wandte sich heftig um und warf ihre Arme dem Vater um den Hals. „Ich verlasse dich nicht!“

Der Meister streichelte behutsam die üppigen Haare und schien befriedigt. Da riß Gisela sich los, eilte zur Mutter, umfaßte sie und rief: „Verlaß den Vater nicht, Mutter! Verlaß uns nicht!“

„Gisela...!“ sagte die Frau, die Tochter kurz und heftig umarmend. Dann kam auch sie das Weinen an, das sie aber kräftig bekämpfte, sie machte Gisela von sich los, richtete sie auf und hielt sie so lange mit den Händen an den Schultern fest, bis jene auf ihren Weinen sicher stand, wie man eine Puppe stehen macht. Darauf wandte sie sich kurz und heftig ab und unterdrückte sichtlich vieles, was sie auf der Zunge hatte.

„Ihr macht mich unglücklich“, sagte die Tochter leise und ging langsam auf die Tür zu, durch die sie gekommen war. „Und heute war ein so schöner Sonntag.“

„Es soll weiter ein schöner Sonntag sein“, sagte der Vater, ihr folgend und sie bei der Hand fassend. „Wir bekommen Besuch heute nachmittag.“

„Wer kommt denn zu Besuch?“ frug Gisela unbeteiligt.

„Ein Gehilfe aus der Bauhütte.“

„Ei!“ rief Frau Berta erstaunt.

„Ein Gehilfe aus der Bauhütte“, sagte der Baumeister schnell und fast in Giselas Ohr hinein.

„Du pflegst doch sonst deine Gesellen nicht zu dir einzuladen?“ bemerkte Frau Berta voll Mißtrauen.

„Ein Gehilfe aus der Bauhütte“, begann der Meister wieder auf Gisela einzureden. „Aber er ist kein gewöhnlicher Gehilfe. Keiner von denen, die grobe Reden führen und schlechte Wäsche tragen. Ihr kennt ihn noch nicht, er ist erst vierzehn Tage da. Ein ganz besonderer Gehilfe, er wird dir gefallen...“

„Wie du willst, Vater,“ sagte Gisela gelassen; „du kannst ja einladen, wen du willst“; und ging still hinaus.

Der Meister wollte ihr folgen, aber Frau Berta vertrat ihm den Weg. „Was bedeutet nun das wieder?“ frug sie scharf.

„Kurz und gut, sind wir Freunde oder Feinde?“ frug der Meister zurück, sie kalt ansehend.

Sie verharrte eine Weile mit zusammengekniffenen Lippen. Dann sagte sie: „Wir sind Freunde. Um Giselas willen.“

„Aha!“ triumphierte er leise. „Aber Gisela hält zu mir!“

„Weil ich sie nicht zwischen uns hergezerrt sehen will wie einen Lappen, um den sich zwei Bettler reißen. Vor Gisela sind wir Freunde, aber untereinander sind wir Feinde. Bis ich weiß, was du im Schilde führst. Die Augen gehen mir plötzlich auf. Aber wenn wir Feinde sind, wollen wir es mit offenem Visier sein.“

„Gut!“ sagte er nach einer kurzen Weile trotzig. „Gut! Ganz gut! Wir wollen Feinde sein! Und mit offenem Visier! Wie du es wünschest! Ausgezeichnet!“

„Was hast du mit Gisela vor?“ flüsterte sie heftig, nahe an ihn herantretend.

„Ich will sie verheiraten.“

„Du willst...“

„... sie verheiraten.“

„Hm... ja... ha!“ lachte sie kurz und bitter. „Gewiß, du bist der Vater. Aber du scheinst zu vergessen, daß auch Gisela in dieser Sache zu befragen ist, sollte man meinen...“

„Gisela wird ihrem Vater folgen.“

„Und dann scheinst du zu vergessen, daß sie noch eine Mutter hat.“

„Aber die Mutter hat erklärt, sie gehöre zu Giselas Feinden!“

„Zu Giselas...?“ rief sie.

„Weil sie zu meinen Feinden gehört. Meine Feinde sind Giselas Feinde. Ich...“

„Meine... meine... und ich... ich! Du brauchst die Wörter zu häufig! Ich! Ich! Und immer ich!“

„Ich kämpfe um mein Leben und Dasein, Berta!“ sagte er in heiliger Entschlossenheit. „Es geht um mich...“

„Laß uns daran denken, daß es immer um die Gerechtigkeit geht, Gottschalk. Wir werden dabei am besten fahren.“

„Ha!“ lachte er kurz und trohzig.

„Wie ein Knabe bist du“, lächelte sie.

Er sah sie betroffen an.

Sie setzte sich an den Tisch zurück und lud ihn durch eine Handbewegung ein, auch zu sitzen. Er gehorchte langsam. Sie veränderte ihren Ton. „So kommen wir nicht weiter, Gottschalk. Laß hören, was du planst. Vielleicht bin ich gar nicht dawider. Vielleicht ist auch Gisela nicht dawider. Warum soll sie nicht heiraten? Sie ist ja schon über die Zwanzig. Wer ist der, den du für sie ausgesucht hast?“

Er hielt noch in knabenhaftem Troste die Stirn gerunzelt. Schließlich sagte er ruhig: „Ich sprach schon von ihm.“

„Aber erzähle etwas mehr von ihm. Wer ist er? Woher kommt er? Wer sind seine Eltern? Was stellt er dar?“

„Er ist vor vierzehn Tagen in die Hütte eingetreten“, sagte er, die Tischplatte ansehend. „Nach seinen Eltern habe ich noch nicht gefragt. Er ist erst vierzehn Tage da, aber so viel habe ich bemerkt, daß er mehr kann und weiß als die ganze Hütte, den Polier einbegriffen...“

„...und den Dombaumeister, willst du sagen“, lächelte sie schmerzlich.

„Das habe ich nicht gesagt!“ rief er heftig und doch betroffen.

„Nein, aber du dachtest es. Du dachtest es unbewußt. Das sind die—the—the—the Gedanken, die heimlichen. Die wachsen uns in der

Seele. Die lauten sind nur die angeflogenen. Laß mich für dich reden. Du hast in deiner Hütte einen Mann, der etwas kann. Der Gedanken hat. Er gefällt dir. Bewunderung und Neid fesseln dich an ihn. Du möchtest auch die Gedanken haben. Aber eben er hat sie. Was tut man dann? Nun, man nimmt sie einfach. Man stiehlt sie...“

„Berta!“

„Ach, verzeih. Aber ich kann mir nichts vormachen. Mir nicht und anderen nicht. Mir kommen von selbst die scharfen Worte auf die Zunge, wenn es um die Wahrheit und Gerechtigkeit geht. Sie sind scharf, wie das Messer des Arztes sein muß, wenn er das Kranke schneiden will. Mit einem stumpfen richtet er nur Schaden an. Ertrage mich, wie ich bin. Du möchtest dir den andern verbinden. Du willst von seinem Eingebachten mitzehren. Du bringst ja auch etwas ein: deine Tochter. Du willst ihn auch zu deinem Nachfolger machen. Seine Verdienste sollen die deinen mittragen. Du willst ihn sogar bald zu deinem Nachfolger machen. So bald, als es eben schicklich ist. Ein bißchen Wetternwirtschaft ist in den Augen der Leute noch anständig. Diese Hintergedanken hast du mit dem Schwiegersohne. Oh, ich durchschaue dich ja so sehr. Deine Frau ist klüger als du, das muß ich leider sagen. Ach, sie würde so gern zu dir als dem Klügeren wie zu einem Turme aufschauen, daß ihr der Nacken weh tut, und sie hat es lange getan. Sie kann's nicht mehr, sie kann's nicht mehr, ninun's ihr nicht übel. Aber da die Dinge nun mal so liegen, so sollst du nicht gegen deine Frau spielen wollen. Spiel lieber mit ihr, sie versteht es besser als du. Suche mich nicht auszuschalten. Also, Gisela soll heiraten. Natürlich soll sie das. Der Vater hat einen Mann für sie gefunden. Warum soll er ihn nicht ebensowohl zufällig finden, wie die Tochter ihn finden kann? Vielleicht sogar die Mutter? Er stellt ihn der Tochter vor und wartet ab, was sie dazu sagt, vielleicht sogar fragt er die Mutter um ihre Meinung, und es werden alle zufrieden sein, wenn die Kinder sich finden und die Tochter will...“

„Sie wird wollen!“

„Das kann man nie so sicher sagen. Das ist verwegen. Damit kann man sich arg verrechnen. Du wirst dich erinnern, daß auch mein Vater sich verrechnet hat, als er mir einen Kneeder vom Rheine ausgesucht hatte, ich aber einen Künstler haben wollte. Wenn die Tochter etwas vom Eigensinn der Mutter hat, so kann's Kämpfe geben. Wir wollen doch nicht wie die Eltern sein, die fast alle vergessen, daß auch sie jung gewesen sind, und die ihren Kindern das verweigern, was sie selbst von ihren Eltern ertrotzt haben.“

„Gisela wird wollen, wie ich will!“ bemerkte er finster. „Es kann gar nicht anders sein.“

„Ja, es kann gar nicht sein,“ sagte sie schmerzlich, „daß du einmal aus dir herausdenkst. Das weiß ich schon lange. Aber nicht die Hoffnung verlieren! Vielleicht kämpfen wir mit einem eingebildeten Feinde, und das Kind wird keinen sehnlicheren Wunsch haben, als den die Eltern haben — indem ich auch von meinem Wunsche zu reden mir gestatte. Nur sonderbar, daß es meistens in den Familien anders ist.“

„In anderen Familien ja! Hier nicht! Bei meiner Tochter nicht!“

„Das sagen wohl alle Väter: bei meiner Tochter nicht.“

„Für dich gibt es wohl kein viertes Gebot mehr?“

„Für dich gab es das auch einmal nicht. Hat uns mein Vater nicht genau dasselbe gefragt? Aber man erinnert sich der Gebote immer erst, wenn man auf der befehlenden Seite steht.“

„Die Eltern haben Anspruch auf die Liebe der Kinder...“

„Nein, die Kinder haben Anspruch auf die Liebe der Eltern. Die Kinder sind nicht der Eltern wegen da. Das ist ganz falsch. Die Eltern haben ihre Entlohnung und ihren Dank vorausbekommen, damals, als sie selbst noch Kinder waren. Sei nicht törricht, Gottschalk. Wir wollen uns vertragen und gemeinsam tun, was zu tun ist. Gib mir deine Hand.“ Sie ergriff die Hand des Mannes.

Gisela hatte unbemerkt die Thür geöffnet und eine Weile darin gestanden. Jetzt stürzte sie heran, umarmte Vater und Mutter zugleich und rief: „Ihr seid ja wieder gut zueinander. Oh, ihr habt mich so unglücklich gemacht!“

Am Nachmittag kam der Vielbesprochene. Er war ein frischer blonder Junge mit einem Haarschopfe, der ihm wie eine Fahne vom Kopfe wehte, und frühlingsblauen Augen. Als der Baumeister ihn vorstellen wollte, schnitt der junge Mensch ihm keck die Rede ab und stellte sich selbst den Frauen vor: „Ich heiße Gottfried, vierundzwanzig Jahre bin ich alt, also noch ziemlich grünes Holz, das die Frau Meisterin bittet, es an den Pfahl zu binden, wenn es zu krumm wachsen will. Ich habe nämlich keine Eltern gehabt. Sie hatten sehr früh genug von diesem Treiben, empfahlen sich und sagten: ‚Nun, Kleiner, sieh zu, ob du allein fertig wirst.‘ Das ist so leidlich gegangen. Aber ich hätte doch gern eine Mutter gehabt, und wenn die Frau Meisterin sich meiner etwas annehmen will, — Strümpfe stopfen mache ich übrigens selbst —, so werde ich nicht undankbar sein.“

Frau Berta sah leicht verblüfft den jungen Mann an. Dann reichte sie ihm, plötzlich mit sich im reinen über ihn, kurz entschlossen die Hand. „Willkommen, Gottfried, bei uns. Übrigens, ein bißchen altflug bist du. Altflug muß früh sterben. Weißt du, wenn ein junger Mann von seiner Grünheit spricht, dann hat er das grüne Holz längst ausgewachsen.“

„Und möchte es gar nicht mal!“ lachte Gottfried. „Ach, es ist ja so hübsch, jung und eselig zu sein!“

„Woher hast du nur diese überreifen Gedanken, Gottfried?“

„Ich bin vielleicht zu viel und zu lange unter Alten gewesen. Mein Leben brachte das mit sich. Es ist nicht gut, wenn man die Dinge aus zu großer Nähe ansieht. Ich habe den Respekt vor den Alten schon mit den Kinderschuhen ausgezogen. Aber vor der Frau Meisterin habe ich schon im Augenblick einen ganz beträchtlichen. Ich staune so gern zu den hohen Thürmen auf, daß mir der Nacken

weh tut. Wenn sie nur wirklich hoch sind! Und ich fresse aus der Hand, wenn man es richtig anlegt.“

So schwatzte Gottfried, und Meister und Meisterin sahen sich halb erstaunt an. „Das ist unsere Tochter Gisela“, sagte Frau Berta schließlich.

„Wenn sie meine Schwester sein wollte, wäre ich sehr froh“, sagte Gottfried und gab Gisela, die mit leicht zurückgeneigtem Kopfe bald ihn, bald den Vater angeschaut hatte, geradeaus die Hand. „Ich habe auch keine Schwester gehabt.“

„Du fährst wacker los, Gottfried“, sagte Meister Gottschalk, und es war unklar, ob das ein Lob oder ein Tadel sein sollte.

„Nicht böse sein, nicht böse sein allerseits“, sagte Gottfried. „Wie ich rede, so meine ich's. Ich habe immer kämpfen müssen, zuerst in Findel- und Waisenhäusern und später in den Werkstätten und Hütten. Der Vogel hat den Schnabel nicht nur zum Fressen, sondern auch zum Hacken.“

„Hm“, brummte der Baumeister.

„Warum soll ich es nicht geradeheraus sagen, daß ich mir etwas darauf einbilde, daß der Herr Baumeister mich in sein Haus geladen hat? Die ganze Hütte ist neidisch. Die Gesellen sagen, das sei noch niemandem geschehen. Man ist sehr stolz, wenn man sich von Borgesetzten geehrt sieht. So bin ich auch dem Herrn Baumeister von Herzen dankbar.“

„Wollen wir uns setzen?“ sagte Frau Berta.

Sie setzten sich an den Tisch. Es wurde Gebäck gebracht. Meister Gottschalk und Frau Berta saßen an den Langseiten, Gisela und Gottfried an den Schmalseiten des Tisches.

„Wo kommst du jetzt her, Gottfried?“ frug Frau Berta.

„Das will ich gleich erzählen, Frau Meisterin. Aber erst laßt mich erzählen, wie ich überhaupt zu dem Hüttenwesen kam, denn das ist lustig. Als ich aus dem Waisenhaus entlassen war und bei meinem Onkel, einem Landpfarrer, lebte, da schickte mich dieser eines Tages mit einem wichtigen Briefe an das Domkapitel meiner Heimatstadt. Ich lieferte den Brief ab und sah mir dann den

Dom von innen und außen so gründlich an, wie das ein Krugpfropfen — so sagen die Leute daheim zu einem Bürschchen — eben kann. Ich war vielleicht zehn Jahre alt. Ich hatte ein paar Groschen als Botenlohn von den Kapitelherren erhalten und wollte, da ich ein frommer Junge war, einen davon opfern. Da sah ich auf dem Opferstocke geschrieben: ‚Gaben für die Restauration des Münsters.‘ Das kam mir nun doch spanisch vor, daß der Dom, der vielleicht nebenher eine Schenkwirtschaft betreiben mochte, was mir schon anstößig genug erschien, auch noch unter Mißbrauch des heiligen Ortes Geld dafür sammelte. Empört, wie ich bin, reiße ich noch einmal an der Klingel und verlange vom Pförtner Auskunft über das Argerniß. Der glaubt zuerst, ich will ihn foppen, und schlägt mich hinter die Ohren. Ich beiße ihn dafür in die Hand. Er sieht mich erstaunt an, dann faßt er mich beim Wickel, und nun geht es gerade vors Gericht, denke ich, wie er mich durch lange Gänge und dunkle Hallen führt. Aber die Gewölbe lichten sich, und wir stehen bald im Kreuzgang des Domes, dessen Hof von tausend Schlägen der Hämmer widerhallt. ‚Da ist die Restauration!‘ sagt der Pförtner. Es war der Werkplatz für die Wiederherstellung. Der Werkmeister kommt heran und läßt sich meinen schnurrigen Einfall erzählen. Bald stehen alle Gesellen um uns herum und lachen, daß sie sich ausschütteln wollen. Einer sagt: ‚Der junge Herr kann ja trotzdem für einen Branntwein geben.‘ Ich, halb in Angst vor den großen Männern, die mir kleinem Burschen den halben Himmel verstellen, auch stolz, ein paar Groschen zu haben, und glücklich, damit den Herrn spielen zu können, gebe meine Groschen hin. Aber der Werkmeister verweist dem Gesellen die Rede, nimmt mich in die Bauhütte mit, teilt mit mir sein Vesperbrot und läßt sich das Woher und Wieso erzählen. Kurz, nach einer halben Stunde sagt er: ‚Wenn du willst, Junge, kannst du gleich hier in der Restauration bleiben, und zwar kein Schankkellner, aber ein Baumeister werden. Zunächst werden wir dich als Boten und Eßenholer verwenden, dann kommst du in die Zeichenbude, und wenn deine Kräfte gewachsen sind, auf

den Werkplatz. Willst du? 'Ob ich wollte! Der große Dom hatte mir schon mächtig gefallen. Aber ich kam mir daneben so klein vor. Wie groß mußte der Dom mir erscheinen, wenn mich Duben erwachsene Menschen schon Riesen dünkten! Das Werk schien mir nicht von Menschenhänden gemacht, es schien mir von außen aus dem Unendlichen in diese Welt hereingesetzt. Ich blieb gleich da. Mein Onkel, ein griesgrämiger gichtischer Alter, war froh, mich auf schickliche Weise los zu sein; er schickte mir durch einen Bauer mein Bündel Kleider, und mein Leben begann. Ist das nicht lustig?"

„Ungewöhnlich und ungerregelt“, sagte der Baumeister. „So hast du denn auch keinen richtigen Lehrgang durchgemacht?"

„Wie meint Ihr das, Meister?"

„Keine ordentliche Schule besucht, wie?"

„Nein.“

„Keine gründliche allgemeine Bildung erworben?"

„Nein.“

„Gottes Wege sind wunderbar“, meinte nachdenklich Frau Berta.

„Ein Einfall, ein Scherz, der reine Zufall war's, der mich in die Hütte führte..."

„Nein, nicht der Zufall, Gottfried“, bestritt Frau Berta. „Als du dich über den vermeintlichen Mißbrauch ärgertest und beschloßest, hinter den Sinn des dummen Fremdwortes zu kommen, und als du dich nicht fürchtetest, als ein Krugpfropfen, wie du sagst, dir Klarheit zu holen, da warst du ganz Du selbst. Deine Persönlichkeit hatte ihr Schicksal ergriffen.“

„Das sagt Ihr schön, Frau Meisterin. Nun sieht die Sache allerdings weniger lustig aus. Es ist wahr, der Zufall ist dumm.“

Stille.

„Und jetzt, du wolltest ja erzählen, woher du jetzt kommst?" frug nach einem kurzen Hüsteln der Dombaumeister. „Der Polier hat dich eingestellt, ich habe noch keine Zeit gehabt, nach deinen Papieren zu fragen.“

„Jetzt komme ich von Straßburg“, sagte Gottfried. „Und vorher war ich in Frankreich.“

„Ach, auch du hast die Franzosenlauferei mitgemacht?“ brummte der Meister.

„Wart Ihr denn nicht in Frankreich, Meister, wenn ich fragen darf?“

„Nein. Ich bin ein Deutscher. Ich brauche die Franzosen nicht.“

„Habt Ihr wahrhaftig die französischen Dome nicht gesehen?“

„Nein! Du hörst es doch!“

„Das ist aber sonderbar. Das versteh ich nicht.“

„Ich bin ein Deutscher, sagte ich schon.“

„Ja, trotzdem! Was haben denn die französischen Dome mit Deutsch und Französisch zu tun? Die Franzosen von heute haben sie ja nicht gebaut. Und die schönsten Dome sind nun mal in Frankreich. Zu denen muß auch der deutscheste Patriot pilgern, wenn er hohe Baukunst sehen will. Ebenso wie der wildeste französische Deutschenfresser sich an Deutschland wenden muß, wenn er das Letzte und Höchste in der Musik kennen lernen will. Wenn man die edelsten Blüten der Künste aus patriotischen Gründen verschmäht, davon haben die Erbfeinde, wie man sie heißt, keinen Schaden, nur wir selbst, meine ich.“

„Das meine ich auch“, stimmte Frau Berta bei.

„Das meine ich nicht!“ bekundete heftig Meister Gottschalk.

Gottfrieds blaues Auge blitzte schnell und fröhlich die Frau an. Dann sagte er: „Nun, jeder nach seiner Art. Meister Gottschalk hat's ja auch zum Dombaumeister gebracht, ohne die Dome Frankreichs gesehen zu haben.“

Der Meister benutzte schnell die Brücke, die Gottfried ihm baute, denn er merkte, daß er sich durch Rechthaberei von seinem Ziele hatte abdrängen lassen, und sagte freundlich: „Was sind nun deine Pläne, Gottfried?“

„Pläne? Pläne mache ich gar keine. Ich warte darauf, daß wieder solch ein Zufall — oder solch ein Schicksalswink“, warf er mit

einem leichten Hinneigen zu Frau Verta ein — „wie der mit der mißverstandenen Restauration mich leitet.“

„Ein junger Mann muß streben!“ belehrte kräftig Meister Gottschalk und kam sich dabei sehr bedeutend vor.

„Ach Gott, streben, Meister! Ich halte nicht viel davon. Gewiß, man soll fleißig sein, die Augen offenhalten und die Hände rühren, gewiß. Aber das Beste kommt einem doch im Schläfe. Ich erwarte nicht viel vom Fleiße. Mit dem Fleiß allein hat noch kein Musiker drei Noten geschrieben, wonach die Töne einem an die Nieren greifen, und noch kein Baukünstler einen Fensterbogen gezeichnet, dessen feine und kühne Linie das Herz hüpfen macht. Alles Gute sind Einfälle. Der Fleiß, der gehört dem Menschen, aber der Einfall, der ist von Gott. Wenn uns etwas einfällt, dann hat Gottes Finger in uns hereingegriffen.“

Wieder Stille. Gottfried knabberte an einer Brezel.

„Der Fleiß ist das Sittliche in der Welt, und kluge Männer haben gesagt, daß Genie Fleiß sei“, sagte der Meister. „Die jungen Männer von heute aber verherrlichen, man versteht warum, das wilde Genie, das den Fleiß verachtet.“

„Ich habe nichts Persönliches gesagt“, bemerkte leicht Gottfried. Meister Gottschalk biß sich auf die Lippen. Wohin hatte er sich wieder verirrt? War es ihm denn nicht möglich, drei Sätze lang seinem Ziele geradeaus entgegenzugehen? Aber da baute ihm Gottfried schon wieder eine Brücke: „Im übrigen mögt Ihr recht haben, Herr Baumeister. In der That, die jungen Leute nehmen's zu leicht. Aber mich trifft der Vorwurf nicht, das kann ich Euch beweisen. Ich lasse mich treiben, ich arbeite hier und da, und ich begehre noch gar nicht, selbst etwas zu machen. Denn ich halte nicht viel von den Werken allzu junger Menschen. Kein Künstler sollte vor dem dreißigsten Jahre ein Werk an die Öffentlichkeit bringen dürfen. Vieles Grüne bliebe in der Verborgenheit, die es verdient. Von allen Früchten dauern nur die aus, die reif geworden sind, und vor dem Sommer gibt es keine gesunde Reife.“

„Das ist die Weisheit von der sauren Traube, mein Sohn“, lachte höhnisch der Baumeister auf. Doch schnell schwieg er und wartete sehnlichst darauf, daß Gottfried ihm wieder eine Brücke bauen möchte. Aber der war nun gekränkt und dachte bei sich: Dieser Mensch... ist eigentlich... ein Schaf, ein eigensinniges, rechthaberisches... Doch schnell schlug er sich den Gedanken der Empörung gegen seinen Meister aus dem Sinne und wandte sich an Frau Verta. Der Meister aber glaubte, den rechten Weg wiedergefunden zu haben. Ehe Gottfried etwas sagen konnte, hörte er die freundliche Frage des Meisters: „Willst du denn nicht Baumeister werden, Gottfried?“

Auf das Wort ‚Baumeister‘ hin entzündeten sich in Gottfried alle Feuer der Hoffnung, und er rief: „Ja, gewiß! Freilich! Aber ich denke fürs erste so wenig daran, wie ich daran denke, daß ich einmal in den Himmel kommen soll.“

„Ich habe daran schon als Krugpfropfen gedacht“, verkündete stolz der Meister.

„Ich fürchte mich vor solchen Träumen“, sagte leise Gottfried, „und schlage sie mir aus dem Sinn wie Gedankensünden. Das Träumen macht atemlos und müde.“

Wieder fühlte sich der Meister geschlagen und diesmal sogar in die tiefste Seele gegriffen. Frau Verta aber sah Gottfried mit unverhohlener Freude an.

„Jaja, die Kunst ist lang, und kurz ist unser Leben“, orakelte jetzt der Dombaumeister und glaubte damit etwas fast Neues zu sagen.

Gottfried konnte sich nicht enthalten, ein wenig zu lächeln, er sah auf den Tisch nieder, um es zu verbergen, und als er aufblickte, schaute er gerade in Giselas Gesicht, das hochrot vor Zorn war und ihn kalt ansah. „Übrigens,“ sagte er in schöner Selbsterkenntnis, zu Frau Verta sich wendend, „ich habe etwas viel gesprochen. Verzeiht, Frau Meisterin.“

„Nichts davon!“ sagte Frau Verta. „Wir haben es herausgefordert, und es hatte alles Hand und Fuß.“

„Ihr seid sehr gütig“, sagte Gottfried leise.

„Nun, junger Sausewind,“ knüpfte der Baumeister an sein Orakel an, „du gibst zu, daß es in den Künsten neben den berühmten Einfällen auch auf sehr viel Wissen ankommt, besonders in der Baukunst. Da sind zum Beispiel die Drucklinien eines Gewölbes, das Umsturzmoment der Widerlagpfeiler. Davon fällt einem nichts ein, das muß man lernen und errechnen.“

„Ich möchte nicht schon wieder widersprechen,“ sagte Gottfried, „aber richtig scheint mir das nicht zu sein. Ich kann mir denken...“

„Na, junger Mann, du forderst heraus! Laß dich mal auf deine famosen Einfälle hin prüfen, wenn etwas daran ist!“

„Oh weh!“ sagte Gottfried, scherzhaft erschrocken.

„Da ist zum Beispiel“, fuhr der Meister selbstzufrieden fort, „die sonderbare Tatsache, daß die Risse im Chor sich nur auf der Nordostseite finden. Nirgendwo sonst. Niemand weiß warum. Die Kommission der Regierung nicht. Die Sachverständigen nicht. Ich nicht.“

„Niemand weiß warum?“ frug Gottfried. „Das ist aber sonderbar. Nichts einfacher als das. Die Risse entstehen durch den Wind.“

Der Baumeister stutzte. „Durch den Wind? Ei? Was du nicht sagst, junger Bramante, wirklich durch den Wind? Meinst du den, der die Pflaumen von den Bäumen schüttelt?“ höhnte er.

„Ich wüßte keine andere Erklärung, als daß der Wind daran schuld ist.“

„Das klingt schon bescheidener“, stellte der Meister fest. „Du meinst also: es erscheint dir so. Ihr genialen jungen Windhunde mögt ja mit dem Winde verwandt sein...“

„Nun denn: der Wind ist die Ursache!“

„Beweis!“

„Ihr wißt es selbst. Ihr wollt mich nur prüfen und stellt Euch unwissend.“

„Nicht drumherumreden! Hier kommst du nicht vorbei. Nimm das Hindernis, wenn du springen kannst! Wa—rum — sind —

die — Nis—se — nur — im — Nord—osten?“ hakte und hämmerte er.

„Ich werde es!“ sagte Gottfried fest, denn er fühlte sich herausgefordert. „Die Nisse sind deswegen alle im Nordosten, weil der vorherrschende Wind der Südwest ist. Zwischen Süd und West spielen die Winde und schieben, dem Parallelogramm der Kräfte entsprechend, die ganze Baumasse des Chores nach Nordosten hinüber. Das ist alles. Nichts einfacher als das.“

„Woher.. weißt du.. das.. Gottfried?“

„Nun, ich habe mir das Chor doch angesehen, an dem ich arbeiten soll; und da fiel es mir eben ein, das mit dem Winde“, sagte Gottfried einfach.

„Dann.. dann.. dann.. weißt du vielleicht auch.. weißt du vielleicht auch.. ist dir vielleicht auch eingefallen.. wieso dem Chore zu helfen ist?“

„Ja, das weiß ich auch. Ich bin im Gerüst herumgestiegen, und Ihr selbst habt mich ja geheißt, die Außenwände des Flickens wegen im fliegenden Stuhl zu befahren. Da habe ich die eigentlichen Schäden entdeckt. Ich gestehe, ich war stolz darauf, denn sie liegen nicht gerade auf der Hand. Ich habe darüber eine Denkschrift abgefaßt, zu meinem Vergnügen, nach Feierabend, mit Text und Zeichnungen, über meine Beobachtungen und Meinungen. Ich habe sie bei mir.“ Er zog ein Heft aus der Tasche.

„Gib her die Denkschrift!“ rief der Meister.

Schon wollte Gottfried ihm das Heft hinreichen, da zögerte er und zog die Hand zurück. „Jetzt wollt Ihr mich aber wirklich prüfen, Meister. Und fast fange ich an zu fürchten, ich könnte mich doch geirrt haben. Aber nein, ich habe ja mit eigenen Augen gesehen...“

„Was hast du gesehen?“

„Nun.. nun.. sonderbar, soll ich es wirklich sagen?“

„Gib her die Schrift!“

Der dem Meister wider Willen überlaut geratene Ton machte Gottfried stutzen, sein heiteres Gesicht wurde tiefernt — und plötzlich erfüllte ihn Mißtrauen.

„Ich möchte sie doch lieber für mich behalten“, sagte er halblaut und steckte das Heft in die Brusttasche.

„Hast du hinter meinen Anordnungen und Absichten herumspioniert?“ frug der Meister barsch und böse.

„Ich wüßte nicht, was es da zu spionieren gäbe. Die eigentlichen Sicherungsarbeiten haben ja noch nicht begonnen. Vielleicht ist es richtig, sie bis zuletzt aufzusparen. Ihr laßt zuerst das Nebensächliche machen, die Ritze flicken, die Fugen schmieren, das, was die Bürger am meisten erschreckt. Ich kann mir denken, daß Ihr die zuerst beruhigen wollt. Es hat ja auch mit den Sicherungen noch etwas Zeit, die schweren Stürme sind erst im Herbst zu erwarten. Dann freilich ist es die höchste Zeit.“

„Gib her das Heft!“ brüllte der Meister.

Gottfried stand auf. „Ich sehe, ich habe Euch erzürnt, Meister. Ich weiß nicht wodurch. Es ist vielleicht das Beste, wenn ich jetzt gehe. Ich bitte um Verzeihung, Frau Meisterin, wenn ich etwas gesagt haben sollte, was den Meister.. ich weiß nicht..“

Frau Berta nickte ihm kurz zu, und Gottfried ging leise hinaus. Der Baumeister saß, die geballten Fäuste auf dem Tische, stumm da. Ein eigentümliches Lächeln der Befriedigung zeigte sich auf Frau Bertas Gesicht. Gisela blickte voll Schreck und Sorge den Vater an.

„Nun, wie gefällt dir Gottfried, Gisela?“ frug Frau Berta.

„Er gefällt mir gar nicht“, stieß Gisela hervor. „Er ist mir.. ganz und gar.. zuwider ist er mir. Er hält sich für klüger als den Vater.“

Der Baumeister stand auf, indem er den Atem durch die Nase stieß, und schritt schwer ans Fenster. Gisela fühlte eine Spannung zwischen den Eltern und ging schnell hinaus.

Frau Berta blieb am Tische sitzen, die Arme verschränkt und in den Stuhl zurückgelehnt. Jetzt sagte sie: „Er gefällt mir ganz gut, der Gottfried.“

Langsam drehte sich Meister Gottschalk am Fenster um.

„Du bist doch ein Esel, Mann“, sagte Frau Berta hart. „Bevor

Gottfried kam, hast du mir einen unbekanntem Schwiegersohn mit Gott weiß welchen Vorzügen aufreden wollen. Und nun er da ist und seine Vorzüge sichtbar werden, hast du nichts anderes zu tun, als ihn zu ducken und herauszufordern. Er mochte sagen, was er wollte, du fühltest dich gekränkt, mißkannt und zurückgesetzt. Das kommt, weil du niemals von dir absehen kannst, auch nicht für eine halbe Stunde. Auch nicht, wenn du etwas von jemandem willst. Ein Diplomat bist du wahrhaftig zuallerlegt. Du wolltest ihn als Mann für Gisela haben und erreichst, daß das Kind ihn beim ersten Sehen hassen lernt und daß er dir davonläuft. Und daß deine Frau, die sich gegen ihn gesperrt hat, ihn als Schwiegersohn haben will. Du hast allerlei bewirkt — nur nicht das, was du wolltest. Und du hättest die Denkschrift haben können, wenn du dich ein bißchen in der Gewalt gehabt hättest.“

„Glaubst du, daß etwas in der Denkschrift drin steht, Berta?“ frug der Baumeister näherkommend.

„Das glaube ich!“

„Daß er das Geheimnis des Chores kennt? Glaubst du das?“

„Fest glaube ich das!“

„Glaubst du, daß er gehen wird?“ frug der Mann ängstlich.

Sie zuckte stumm die Schultern und kniff die Lippen.

Da sank der Meister auf seinen Stuhl nieder und stützte den Kopf in die Hände.

Frau Berta stand auf, um fortzugehen, blieb aber stehen und wollte sagen, daß sie sich verbürgen könne, die Denkschrift in einer Viertelstunde in die Hand zu bekommen. Als sie ihn aber so kläglich dasitzen sah, kam ein hochmütiger Schein in ihr Gesicht. Sie unterdrückte den Trost, überließ den Mann sich selbst und ging hinaus, Gisela nach, um den Mund ein Lächeln, in dem böse Geister waren.

„Wie ein Berrückter fährt der Alte heute morgen am Chor herum und fühlt alle Fugen ab, als hätte er eine arme Seele drin verloren“, sagte einer der Gesellen, als er beim Mittagsläuten in die

Bretterhütte des Bauhofes trat. Kinder aus der Stadt, der Steinmehz Brüderchen, Schwesterchen oder die Kinder ihrer Kostgeber, hatten das Essen in filzüberzogenen Einsaßköpfen gebracht.

Die meisten waren zu müde von der Arbeit oder zu gierig aufs Essen, um auf die Rede einzugehen. Sie steckten Mund und Nase in den Topf und schaufelten und kauten. Als sie fertig waren, breiteten sie sich sofort auf einem Brette aus, um bis zum Schlage eins zu schlafen.

„Wie ein Berrückter fährt der Alte...“

„Halt's Maul, Gottlieb!“ schrie einer der Gesellen den Sprecher an. „Laß ihn den Hals brechen. Wir wollen schlafen.“

Gottlieb zündete eine Pfeife an und starrte vor sich hin. Als die Pfeife kalt geworden war, begann er zur Begleitmusik der Schnarcher zu summen:

Dhne Steinmez wo wär die Kirche?

Dhne die Kirche der Herregott?

— Drum liebes Mädchen, sei nicht so traurig,

Am Samstagabend ist Wochenschicht.

Und ist der Steinmez erst Steinmezmeister,

Dann soll die Hochzeit sein zu Köln am Rhein.

Ein paarmal sumimte Gottlieb das Lied und ließ, während er an der Pfeife sog, bald den, bald jenen Vers aus. Allmählich erwachten die Schläfer und zündeten ihre Pfeifen an — es war noch zehn Minuten bis eins. Sie fielen einer nach dem andern in den Gesang ein, und der Chor ihrer Stimmen machte die Bude dumpf tönen von dem trübsinnig gesungenen Verse:

Und ist der Steinmez erst Steinmezmeister,

Dann soll die Hochzeit sein zu Köln am Rhein.

„Der Gottfried hat sein Bündel geschnürt“, sagte einer.

„Er hat es wieder ausgepackt“, sagte Gottlieb.

„Wieso, Gottlieb?“

„Der Alte hat seine Alte zu ihm geschickt, die hat schön gebeten, daß er bleiben soll. Ich hab sie auf dem Münsterplatz miteinander sprechen sehen. Merkt Euch das, Burschen,“ hezte Gottlieb,

indem er die Pfeife in die hohle Hand ausklopfte, „wie man den Alten behandeln muß! Der Gottfried versteht's. Da geht er schon ins Münster. Auf, Burschen, es ist eins.“

Die Domuhr schlug eins, und die Gesellen befuhren eiligst ihre Werkplätze, denn der Dombaumeister pflegte mit Spätlingen nicht zu spaßen.

„Gottfried, ich habe dich heute vormittag gebeten, nicht fortzugehen. Setz.. geradeheraus und ohne Winkelzüge: ich möchte, daß du nie fortgingst. Daß du immer bei uns bliebst. Daß — du mein Schwiegersohn würdest.“

„Frau!“

„Überleg's dir, Gottfried. Ich möchte, daß dir meine Tochter Gisela gefällt. Daß du ihr gefällst, darum mußt du dich bemühen. Auf euch beide kommt es an. Aber ich kann dir sagen, daß wir einverstanden sind, ich — und mein Mann, der Baumeister.“

„Der Baumeister ist einverstanden?“ staunte Gottfried.

„Du mußt ihn nicht mißverstehen, Gottfried. Er kann keinen Widerspruch vertragen. Er läßt sich durch Widerspruch dazu treiben, das Gegenteil von dem zu sagen, was er eigentlich meint. Man muß ihn kennen.“

Sie schritten den Laufsteg auf und ab, der über dem Seitenschiff des Münsters zwischen den Dächern der Joche des Seitenschiffes und den Fenstern des Hochschiffes lief. Über ihnen verbauten Verstrebungen und Fialen mit ihren Steinleibern und Helmen fast die Sicht auf den Himmel. Beim Schein der Abendsonne glitzerten auf dieser Südsseite die Quarze im roten körnigen Sandstein des Gebäudes, und die Schlagschatten der Strebebogen sprangen über die Fenster des Hochschiffes, den Steg und die kurzen quergestellten Jochdächer, von allen Profilierungen, Viertel- und Halbstäben, Kehlen und jedem getroffenen Architekturteil kurz und herrisch gebrochen. Die beiden fühlten die taktmäßige Folge dieser Schatten als regelmäßigen Wechsel zwischen kühl und

warm, während sie bedächtig und, Fuß vor Fuß setzend, den Steinpfad des Laufsteges auf und nieder gingen.

„Ich möchte aber nicht heiraten“, sagte Gottfried.

„Ja, dann...“

„Seht, Frau Meisterin,“ sagte Gottfried lebhaft, im lichten Raume zwischen zwei Fialenschatten stehen bleibend, „was ich brauchte, das wäre viel eher eine Mutter als eine Frau. Ich sage es ganz offen: ein Weib, das nichts von mir will, das nur für mich da ist. Eine Frau will etwas von mir. Eine Mutter, die nur daran denkt, wie ich am besten versorgt bin, die mir über die lästigen Bedürfnisse des täglichen Lebens hinweghilft und sich mit meiner Dankbarkeit zufrieden gibt. Eine Frau ist damit nicht zufrieden. Nicht wahr, ich denke sehr selbstisch. Ich denke nur an mich. Aber habe ich nicht das Recht dazu? Wenn man so viel vorhat wie ich, dann hat man gar keine Zeit, an andere zu denken. Ich brauche keine Frau. Freilich ja, hin und wieder brauchte ich wohl eine. Aber das geht vorüber. Ich kann nicht herumfackeln, darum laßt es mich sagen“ — er faßte leicht ihre herabhängende Hand —: „mir ist die Frau des Meisters auch lieber als seine Tochter.“

Ihr Gesicht bepurpurte sich. Sie entzog ihm die Hand und sagte schnell: „Hast du dir unsern Dom angesehen? Willst du mir etwas von deinen Eindrücken sagen, Gottfried?“

„Gern! Wie gern!“ rief er. „Das ist ja ein herrliches Bauwerk! — Aber wie hat die Frau Meisterin mich hier gefunden?“

„Ich wußte, daß du nach Feierabend auf den Dom gehst. Der Schweizer sagte es mir.“ Sie stand halb abgewandt und zerstörte ein Spinnennetz. Er lächelte zufrieden und sagte: „Dann kommt, Frau Meisterin.“ Er nahm wieder ihre Hand, und sie ließ sie ihm.

Die Dohlen krächzten aus ihren Nestern und Schlupfwinkeln in den tausend Nischen, Höhlen und Klüften des Gebäudes. In kühnen Flügen und Stürzen umsegelten sie den Steinwald, der in den Fialen und tausend Knöpfen ins Luftreich entknospte. Die Flugschatten glitten fantastisch über die Steinwelt, sich vergröß-

hernd, verkleinernd, brechend. Eine Kupfernatter entringelte auf dem Plattenpfade. Sie war aus ihrem Schlupfwinkel hervorgekrochen, ihr kaltes Blut in der späten Sonne zu erwärmen. Gott mochte wissen, wie sie auf diese Höhe heraufgekommen war! Der weitgespannte Schatten eines unsichtbaren Raubvogels lag unbeweglich auf der Breite einer Verstrebung. Möglicherweise ein schriller Schrei — der Bussard stieß herab, man hörte die Schnabelspitze auf dem Steine klirren, und er entflog, die wirbelnde Schlange in den Fängen. Die alten Hochfenster, von hier draußen angesehen schwarz, hingen wie blöde Augen, vom Winddruck nach innen gebeult, in den Bleifassungen. Ehrwürdiger grauer Dreck vieler Vogelgeschlechter überflatterte das rote künstliche Steingebirge. Es hatte am Nachmittag kurz und scharf geregnet, die Steine waren im Schatten noch naß und dampften leicht, und das Gebäude war gleich einem tropischen Regenwalde in warme Dunstschleier gehüllt. In den bleiernen Abfallröhren rauschte dumpf das letzte, von den Dächern des Hauptschiffes sich noch sammelnde Wasser abwärts; in den offenen Steinrillen auf den Schrägen der Strebebogen rieselte es klingend hinab, und die fantastischen Wasserspeier ließen es in der Abendsonne aus den Teufels- oder Tiermäulern oder auch in lecker unanständiger Weise aus nackten Hinterteilen als funkelnde Diamanten fallen. Ohne aufzuhören schwazten die Dohlen.

„Hat Euch der Baumeister nicht hier heraufgeführt und Euch das alles erklärt, Frau? Er muß doch mehr davon verstehen als ich.“

„Warum sprichst du vom Baumeister, Gottfried? Laß ihn doch in Ruh!“

„Ich bin ihm noch böse“, sagte Gottfried mit gerunzelter Stirn. Der Pfad brach um den südlichen Querschiffarm in rechten Winkeln herum und lief sich gegen das Chor tot. Das Chor hatte unten keinen Umgang und keinen Kapellenkranz und daher oben kein Strebebogenwerk; sondern einfache abgetreppte Strebepfeiler führten den Gewölbeschub in die Erde hinab.

Dort am toten Ende des Pfades standen sie. Frau Verta berührte Gottfrieds Schulter. „Nicht grollen“, bat sie.

„Nein“, sagte er fröhlich und schüttelte seinen blonden Schopf. Er lehnte sich wider die Steinbrüstung, den linken Fuß ins Maßwerk stellend, und rief: „Wie einfach und edel ist das Chor! Und seine Fenster sind die größten und schönsten in ganz Europa. Bierzig Meter sind sie hoch, ein Dorfkirchturm könnte hindurchgeschoben werden, ohne daß der Hahn anstieße, und die langen Maßwerkstäbe sind doch nur durch wenige Eisenstangen in der Quere versteift. Der frühe Meister des Chores war ein kühner Kopf. Wenn der Südwest auf die riesigen Glasflächen fällt, hat das Chor einen gewaltigen Druck auszuhalten.“

„Laß das Chor“, sagte sie unruhig.

Sie schritten zurück und auf und ab durch den künstlichen Wald. Gottfried sagte: „Heute morgen zwischen drei und vier, als es unbedingt still in der Stadt war und ich schlaflos lag, — ein wenig schwermütig, ich gesteh's, weil ich Euch verlassen sollte — machte ich eine wunderbare Entdeckung. In der stillen Morgenstunde zwischen drei und vier mag der Geist manches Wichtige gefunden haben. Die Einheit müssen wir fassen, von der aus wir die Vielheit begreifen, die Einsheit, die in allem enthalten ist und die alles hält. Ich habe mir schon lange den Kopf zerbrochen nach dem inneren Grunde, von dem aus wir den Raum und die Zeit messen. Der Mensch mißt alle Dinge von sich aus, er ist das beleuchtete Mittelstück einer dunkeln unendlichen Linie, auf der es nach der einen Seite ins unendlich Große, auf der andern ins unendlich Kleine geht. Wie weit, vermag kein Mensch zu sagen. Wir übersehen eben nur eine gewisse Strecke dieser unendlichen Linie, auf beiden Seiten verliert sie sich in Nacht. Als jederzeit nachmeßbarer Teil eines Erdkreises soll unser Meter ein natürliches Einheitsmaß sein. Aber der Mensch ist das Einheitsmaß. Was größer ist als er, das ist groß, was kleiner als er, klein. Man sollte eine durchschnittliche Menschenhöhe als Einheitsmeter annehmen. Ebenso ist es mit der

Stunde. Der Tag ist willkürlich in soundso viel Stunden, Minuten und Sekunden geteilt. In dieser Nacht hörte ich mein Herz gleichmäßig und ruhig klopfen; da durchfuhr es mich: der Herzschlag ist die Zeiteinheit! Die natürliche Sekunde!, 'Schnell' ist die Bewegung, die schneller, 'langsam', die langsamer als die unseres Herzens ist. Ist das nicht richtig, Frau?"

„Ganz sonderbar ist es..."

„Und doch wie natürlich, sollte man meinen! Denn wir fühlen ja die Zeit in uns. Wir haben ja eine Uhr in uns. Warum machen wir uns eine mit künstlichem Zeitmaß? Nach der natürlichen Uhr unseres Pulses müßte die künstliche in unserer Tasche gehen; die Sekunde würde etwas kürzer sein als die jetzt übliche. In der Musik, wo der Mensch wie nirgendwo sonst sein innerstes Wesen ausdrückt, da gibt ja auch die innere Uhr, dem Hörer vielleicht unbewußt, die Zeit, den Takt an. Der Dom ist gebaut wie ein Musikstück. Seine Einheit ist eine innere. Die Baumeister haben nicht gemessen nach einem künstlichen Meter. Kommt, wir gehen hinein, drinnen werden wir das noch besser erleben.“

Durch eine Thür im Winkel traten sie auf einen Umgang, der auch an den großen Fenstern entlang, aber im Innern des Gebäudes lief, die Triforiengalerie. Als sie dort drinnen standen, wies Gottfried in die Steinwelt des Domes hinab. „Seht Euch den Abstand der vier Hauptpfeiler in der Vierung an, dort, wo sich Langschiff und Querschiff schneiden. Dieses gewisse Maß des Abstandes, vom Gefühle, von einer inneren geheimnisvollen Stimme dem Entwerfer zugeflüstert, das ist die Einheit, das Meter. Aus diesem Maße entwickeln sich alle anderen, die Ihr sehen mögt, im Großen und im Kleinen. Die Breite des Schiffes kehrt dreimal in der Höhe wieder und die Höhe dreimal in der Länge. Ist das nicht wunderbar? Diesen Takt spielt das Gefühl unbewußt ins Große, ins Unendliche fort. In den Kleinteilen der Architektur teilt sich dieselbe Einheit bis ins Kleinste. Man sieht diese Maße nicht, aber sie schwingen im Betrachter mit den Grundzahlen zwei und drei. O wunderbare Ordnung! Diese künstliche Welt ist der natürlichen

so sehr überlegen. In der natürlichen Welt denkt man oft: dieses müßte größer oder jenes kleiner sein. Hier ist jedes so groß und so klein, wie es sein muß. Schade, daß Euer Mann die Durchsicht nach dem Chore hat verschalen lassen, sonst würdet Ihr vielleicht eine noch schönere reichere Zahlenharmonie sehen. In der Elisabethkirche in Marburg z. B. gibt eine der Seitenflächen des Chores, das dreiseitig aus dem Achteck schließt, das Grundmaß her. Ein Gebäude ist soundso viel Meter lang — wie blöde! Es muß soundso viel seiner eigenen Einheiten lang sein! Alles muß sein Gesetz in sich haben. Und wenn Ihr Euch das Gebäude nur aus seinen Grundlinien errichtet denkt, ohne Steine, und denkt Euch, es würde niedergedrückt, so würdet Ihr auf dem Boden eine ganz klare reiche und übersichtliche Zeichnung finden. Vierecke, Dreiecke und Kreise, Achtecke, aus dem Viereck, Sechsecke und Fünfecke aus dem Kreise leicht gewonnen. Alles ist mit allen Linien und Formen in den Grundfiguren gefangen. Die Kunst ist das Mittel des Menschen, Gott die Welt nachzuschaffen, und der Mensch ist Gott in der sinnvollen Anordnung überlegen. Nun aber kommt das Größte, das Schönste, Frau! Denn dieses Eine, die Einheit, die wir gefunden und sinnvoll abgewandelt haben, das eben ist die Kraft, das unerforschliche Etwas, der Anfang und das Ende aller Zahlen und Harmonieen, das alle anderen Zahlen einschließt und doch selbst keine Zahl ist. Die Zwei und die Drei und mit ihnen alle übrigen Zahlen meistern wir, aber die Eins ist das Geheimnis. Sie ist die Zahl. Sie ist weder gerade noch ungerade, sie faßt beides zusammen, macht beides aus, entspringt aus keiner andern Zahl, sie ist da, sie ist alles, sie ist — Gott! Denn Gott ist Eins, Eins ist ohne Anfang und ohne Ende. Wie können wir uns das versinnbildlichen? Kann ein Steinmaß das darstellen? Er stellt es jeden Augenblick dar. Er braucht das Hilfsmittel dazu jeden Augenblick — es ist der Zirkel. Mit dem Zirkel stellt er den Kreis her. Im Kreise ist die Kraft, die Festigkeit, das beharrliche Streben, stets wieder in sich selbst zurückzukehren und an allen Punkten seines Wesens zugleich zu sein. Der Kreis, das Zeichen

für das zugleich Eine und Unendliche, ist das Sinnbild für Gott. Sinnbild für den Menschen ist eine begrenzte Figur, ein Dreieck, ein Viereck, ein Vieleck. Ich habe mir als Handwerkszeichen das gleichseitige Dreieck mit umschriebenem Kreise gewählt. Es heißt, daß ich im Endlichen mich gleichmäßig ausbilden will bis an meine Grenzen und mit den Ecken meines Wesens ruhen will im Unendlichen, auf Gott und in Gott. Das ist mein Glaube! Suchen nach jener wunderbaren Einheit, die Gott ist. Die der Baumeister in diesem steinernen Hause so herrlich dargestellt hat. Die Menschen nennen die Kirche ein Gotteshaus, und sie wissen gar nicht, wie richtig das ist, was sie sagen, die Dummen. Denn Gott wohnt nicht darin in irgendeiner körperlichen Weise, es ist der Körper Gottes, es ist Gott selbst. Wie alles Gott ist, was der Mensch sinnvoll und mit reinem Herzen macht.“

Er schwieg. Frau Berta sah in sein begeistertes Gesicht. „Ganz heiß hat er sich geredet, der arme Junge“, sagte sie und fuhr ihm mit der Hand über die feuchte Stirn. Dann schaute sie in die Dämmerung der Kirche, die schon in Nacht überging, und die enthüllten Rätsel, die entsiegelten Wunder sprachen und sangen um sie, und die vielen tausend Blöcke schienen ihr zu schweben und zu kreisen und in einer ungeheuren Kaskade von Steinen als eine harmonische Tonflut zusammenzustürzen, als ein himmlisches Konzert sie wunderbar zu baden. „Genug!“ rief sie plötzlich und eilte von der Galerie die Spindeltreppe hinab aus dem Dome.

Als Frau Berta mit der steigenden Nacht unter dem Wunder des funkelnden Abendsterns nach Hause kam, stand der Baumeister in der Tür. „Hast du die Denkschrift?“ frug er heiß.

„Nein,“ sagte sie betroffen, „ich habe an die Denkschrift nicht gedacht.“

„Wo warst du denn?“

„Auf dem Dome. Gottfried war auch da.“

„Ich weiß es.“

„Nun also?“

„Was hattest du denn anderes mit ihm zu reden als von der Schrift?“ forschte er.

„Er hat vom Dome gesprochen.“

„Hatte es denn Hand und Fuß? Konnte es stehen? Oder fuhr es auf Wolken?“

„Von dir habe ich nie dergleichen gehört. Wenn du es wissen solltest, hast du dir jedenfalls nie die Mühe gegeben, es deine Frau mitwissen zu lassen.“

„Schaff die Denkschrift!“ brach er den Zank kurz ab. Sie waren im Sprechen ins Zimmer getreten. „Alles übrige ist mir gleichgültig. Aber schaff sie bald. Nur du kannst sie schaffen. Geh morgen wieder zu ihm. Scheinst ihm ja zu gefallen“, lachte er. „Warum solltest du ihm auch nicht gefallen? Bist ja noch eine stattliche Frau...“

Die Röte flamte auf ihrem Gesichte auf. Der Zorn schöpfte ihr das Herz aus. Es war ihr, als schlüge ein greller Blitz durch das Dunkel des Zimmers und risse einen tiefen Abgrund zwischen ihr und dem Manne auf. „Gut“, sagte sie, „du sollst die Denkschrift haben.“ Und es blieb unklar, ob das nur ein Versprechen oder auch eine Drohung war.

Niemand von der Familie kam zum Abendbrote. Der Baumeister ging mit einer Laterne in den Dom, Gisela ließ sich nicht sehen. Klara, die alte Magd, räumte gegen Mitternacht den unberührten Tisch ab, indem sie den Kopf schüttelte und ein Kreuzeszeichen übers andere schlug. „Was ist das nur mit der Herrschaft?“ flüsterte sie. „Und gerade heute, wo doch die kalte Ente gegessen werden muß. Sie verdirbt bei dem warmen Wetter. Das hab ich doch der Frau gesagt! Und da zanken sie sich! Jesus mein, die kalte Ente...!“ Wieder schlug sie ein Kreuz.

Als sie in ihre Bodenkammer stieg, fand sie die Frau im Finstern auf dem Speicher stehen. „Jesus Maria, Ihr verschreckt mich, Frau! Was ist Euch? Und die Ente wird auch verderben...“

„Geh schlafen, Klara!“

Klara gehorchte ohne Widerrede. In ihrer Kammer aber betete sie auf bloßen Knien zur heiligen Mutter Anna den Rosenkranz ab um den Frieden des Hauses.

Frau Berta war es, als müßte sie sich ins tiefste Dunkel verfrischen.

Nach Mitternacht stieg sie hinab und ging in Giselas Zimmer. Der Baumeister war noch nicht zurückgekommen, aber sie wollte nicht in das eheliche Schlafzimmer gehen. Der Mond schien, und Gisela stöhnte schwer im Traume. Sie hatte ihre Haarkrone auseinandergenommen, aber die Flechten nicht gelöst. Sie liefen neben ihren Wangen in die Schulterhöhlen hinab und lagen dick und schwer wie zwei Kinder in ihren Armen. Hinter den Fenstern des Chores sah die Frau die Laterne des Baumeisters aufundniederlaufen, aufundnieder, hinundwieder. Als suchte er etwas Verlorenes. Der Mond jagte zwischen weißen und blauen Wolkenballen hinundher, als suchte er etwas, das ihm im Weltall abhanden gekommen wäre. Giselas Hände irrten auf der Bettdecke umher, als suchten auch sie etwas. Auch in Frau Bertas Seele hatte sich eine Kraft aufgemacht, die suchte, suchte. Was suchte sie? Suchte sie nur Ruhe, Frieden, den auch Klaras Gebet zur heiligen Mutter Anna suchte, oder suchte die Kraft mehr? Suchte die Kraft etwas, das es bald zu finden galt, sollte es nicht für das Leben der Frau zu spät sein? Eine geheime Kammer in ihrem Wesen, in die Berta noch nie getreten war, und die, das fühlte sie, strahlte von tausend Kostbarkeiten? Die ein Schloß verriegelte, das mit keiner Gewalt zu öffnen ist, zu dem nur ein Mann gemeinhin auf der Weibermwelt den Schlüssel hat? Ein Mann! Denn Mann und Weib sind wie Schlüssel und Schloß. Die Natur schafft den Schlüssel und schafft das Schloß; dann wirft sie beide in die Welt hinaus und überläßt es dem Zufall oder einer geheimen Gesezlichkeit, ob sich Schloß und Schlüssel zusammenfinden. Denn man kann das Gegenstück nicht finden wollen, und wer sucht, der wird noch lange nicht finden. Aber der Baumeister dachte: Wer sucht, der findet. Und wenn ich die ganze

Nacht über suche, vielleicht finde ich doch das Rätsel. Vielleicht geht es mir plötzlich auf. Die Nacht, wenn es ganz still ist, mag zum Finden günstiger sein als der laute Tag. Vielleicht bekomme ich das Geheimnis billiger als auf dem andern Wege. Er rang wie Jakob mit dem Engel und sagte: „Ich lasse dich nicht.“ Aber der Engel läßt sich nichts abtrogen, ihn überwindet nur der, von dem er sich überwinden lassen will, und wenn er segnet, so ist es nicht ein Sieg des Ringers, sondern eine Gnade des Engels.

Gisela stöhnte im Schläfe laut auf. Sie streckte die Arme von sich und schien sich zu wehren. Sie schlug mit den dicken Flechten nach einem unsichtbaren Feinde. Die Mutter beschloß, sie von ihrem Traume zu erlösen, und weckte sie.

„Ach, du bist's“, sagte Gisela, sich an die Mutter klammernd, die sich auf den Bettrand gesetzt hatte.

„Wovon träumtest du, Gisela?“

„Von Gottfried.“

„Sieh da, von Gottfried! Was träumtest du von Gottfried?“

„Ach, Mutter!“ rief Gisela und klammerte sich an Frau Bertas Brust.

„Was ist dir Gottfried?“ frug die Mutter.

„Ich fürchte ihn“, sagte Gisela.

Die Mutter streichelte ihr das blonde Haar und frug: „Was träumtest du von Gottfried?“

Gisela setzte sich im Bette aufrecht und erzählte: „Ich träumte, er war ein riesiger Elefant. Er stand mit Beinen dicker als die Säulen im Dome über dem ganzen Münster, quer über dem Münster. Mit seinen langen Elfenbeinzähnen stocherte er in unser Haus und holte zuerst dich heraus. Er tat dir aber nichts Böses, sondern legte dich mit dem Rüssel quer über die Zähne, daß du wie auf zwei weißen Armen lagst. Dann stieß er mit einer Ferse ein Chorfenster ein und steckte den Rüssel in das Chor, der leise blasend und schnüffelnd die Gerüste absuchte. Was sucht er nur im Chore? dachte ich. Was sucht er? Da zog der Elefant den Rüs-

sel hervor, und der Vater hing daran, von der Art von Hand und dem Daumen gehalten, weist du, den der Elefant an der Rüsselspitze hat. Das Untier hob ihn hoch über den Kopf hinaus und warf ihn in die Luft. Er flog höher als die Helmspitzen der Türme. Immer wieder warf er ihn. Und fing ihn immer sicher wieder auf. Als der Elefant des gräßlichen Spieles müde war, spießte er den Vater auf eine Fiale. Der Vater aber nahm seinen Hut ab und schrie Hurra, während er sich da oben wie eine Windfahne lustig um die Fialenspitze drehte. Der Elefant schaute ihm zu und sah gar nicht böse aus. Er hatte Gottfrieds blaue Augen und statt der großen Ohren Gottfrieds blonden Haarschopf. Ich stand hier am Fenster, und als der Elefant mich sah, holte er auch mich mit dem Rüssel hervor und steckte mich geradeswegs in sein Maul. Da wecktest du mich.“

„Sonderbar,“ sagte die Mutter, „sonderbar. Zum Lachen ist es.“

„Schaurig ist es“, sagte Gisela fröstelnd und kroch unter die Decke.

Die Haustür ging, und man hörte an dem schleppenden Schritte, mit dem der Baumeister ins Schlafzimmer ging, daß er nichts gefunden hatte.

„Laß mich bei dir schlafen, Gisela.“

„Ja, komm, Mutter!“

Gisela rückte zur Seite. Sie schlief gleich ein. Frau Berta, halb angekleidet auf dem Bette liegend, konnte über Gisela weg zum Fenster hinaus auf den Dom sehen, der jetzt die volle Breitseite Mondlicht erhielt. Sein rotes Gestein war in der Nacht schwarz. Auch einander nahe Dinge sind im sanften Mondlicht verschieden hell, als ob sie weit auseinander ständen. Das mit diesem Maße messende Auge baut die benachbarten weit durch den Raum, und alles wächst ins Gewaltige hinaus. Die Fenster waren mit riesigen spiegelnden Silberplatten geschlossen, neben denen die Schlagschatten der Bekrönungen, Streben und Fialen blauglasirten Flächen gleich erschienen. Ein morgenländisches fantastisches Aussehen nahm der Dom in ihrem müden Geiste an, die Schatten-

gasse zwischen ihrem Hause und dem Dome kam ihr wie ein Fluß vor, in dem sich schwarze Fluten dahinwälzten. Sie selbst stand am diesseitigen Ufer dieses nächtlichen Euphrat, und drüben baute sich das ungeheure babylonische Schloß des Königs Nebukadnezar auf, leuchtend in seinen Silberplatten und den Fassadenfüllungen aus blauem Email. Auf der großen Terrasse des ersten Stockes lehnte der babylonische König weit über die Brüstung herüber, den linken Fuß ins Maßwerk gestellt. Er lüftete lustig seine Krone und rief: „Das ist aber schön, daß Frau Berta mich besucht! Komm doch herüber, Frau Berta.“ Als sie noch am Ufer zögerte, da legte vor ihr die perlmutterne Muschel der Venus an, mit rotem Sammet ausgeschlagen. Sie stieg in den göttlichen Rahn, und Tauben zogen an silbernen Mondlichtfäden die Muschel sanft über den finstern Strom. Drüben baute sich eine gewaltige Treppe mit zahllosen Stufen hinauf, und als sie aus dem Muschelschiffe steigen und auf die erste Stufe treten wollte, rollte ihr entgegen ein riesiger Teppich herab, der gerade vor ihren Füßen zu Ende war. Gotische Steinengel auf dem Geländer wurden lebendig, flatterten die Treppe hinauf und hinab und machten mit ihren Flügeln so viel angenehmen Luftzug, daß Berta beim Steigen gar nicht warm wurde, obgleich sie wohl eine halbe Stunde stieg. Auf der obersten Stufe vor einem herrlichen glänzenden Saale mit goldenen geöffneten Toren stand der König Nebukadnezar. Er hatte die Züge Gottfrieds. Er küßte ihr beide Hände und sagte: „Willkommen! Willkommen, Frau Meisterin!“ Dann drückte er mit der Rechten einem Wasserspeier auf den Kopf; der sagte: „Papp!“ und ließ aus seinem Hinterteile einen Diamanten groß wie ein Gänseei in die Linke des Königs fallen. Der König überreichte ihr den Diamanten, der in allen Farben leuchtete und aus tausend Schliß-Flächen die herrlichsten Lichter verstreute, als Gastgeschenk. Ein Engelnchen schmiedete auf einem silbernen Amboß im Nu eine goldene Kette, befestigte den Diamanten daran, und der König hingte ihr die Kette um den Hals. Sie schämte sich, kein Gegengeschenk zu haben; da kam ihr der

Gedanke, den Oberrock zu schürzen, und siehe da, das Rosenwunder ging vor sich. Ihr Schoß war voller Rosen. Darüber war der König sehr glücklich, er befahl den Engeln, die Rosen anzunehmen, sie in Wasser zu setzen und auf die Tafel zu bringen. Denn Gottfried und sie waren nun in den unendlichen Saal getreten, den das unüberschbare Heer der Sterne und die silberne Scheibe des Mondes herrlich erleuchteten. Zuerst hieß der König Gottfried sie essen. „Es gibt heute zwar nur kalte Ente,“ sagte er, „die muß aufgeessen werden; aber wir werden einen guten Nachtisch haben.“ Und dann kam der Nachtisch: eine goldene Schüssel voll braungebackener Brezeln, die Zahlen darstellten. Der König blinzelte lustig und knabberte selbst mit gesundem Hunger an den Zahlenbrezeln. Und vor ihr häufte er immer wieder Brezeln auf, bis sie kaum noch essen konnte, lauter Zweien und Dreien. Dann platschte er in die Hände, und herein flog der Baumeister, der aber nur ein krummer Zwerg war und in einer riesigen Perlenmuschel lauter Einsen brachte. Sie empfand auch nicht das mindeste Mitleid mit diesem verwachsenen Scheusal. Da war ihr auf einmal der König weder Nebukadnezar noch Gottfried, sondern der liebe Gott. Er sagte: „Die Eins, das bin ich, Gott selbst.“ Und sie nahm eine Eins so andächtig und mit der Haltung, wie sie in der Messe den Leib des Herrn kommunizierte. Da sagte der liebe Gott: „Wenn ich nun die Eins bin, was ist dann die Null?“ Er griff unter den Tisch, der Boden tat sich auf, es rauchte, und Gott holte eine schön gebackene, aber angebrannte Null herauf. „Überlege gut, Berta. Will sehen, ob du gescheit bist.“ Und Berta überlegte; dann sagte sie: „Wenn du, lieber Gott, die Eins bist, dann ist die Null der Teufel.“ Über die Antwort war der liebe Gott so zufrieden, daß er laut lachte und mit der einen Hand auf sein Knie, mit der andern aber breit auf den Tisch schlug. Da bebte die ganze himmlische Burg, die Sterne fielen klirrend von der Decke, und der Mond zerbrach.

Frau Berta erwachte und sah in einen neuen heraufgrauenden Tag.

In dem Augenblicke, wo Frau Berta das himmlische Beben träumte, hatte Klara hinter dem Bäckerjungen, der in aller Herrgottsfrühe die Brötchen brachte, die Thür geschlossen, etwas unwirsch, da sie von dem späten Schlafengehen und dem langen Beten doch übernächtigt war.

Auch der Baumeister war, von der nächtlichen Kletterei im Chore übermüde, sogleich eingeschlafen. Er träumte, er ringe mit dem Engel Jakobs. Der aber hatte die Züge Gottfrieds und sah sehr freundlich und gütig aus. Sein blonder Haarschopf aber endete in Giselas langen Zöpfen. Mit diesen Zöpfen band er den Baumeister wie ein Wickelkind, und unter rauschenden Flügelschlägen trug er ihn an den Pfeilern des Chores hinauf und hinab. „Nicht wahr, du zeigst mir das Geheimnis?“ bat der Baumeister, worauf der Engel „Gewiß“ sagte. Da glühte des Baumeisters Kopf wie eine Laterne, und alle Fugen und Ritzen traten in deren Lichte deutlich aus der Nacht heraus. Die Streben hingen wohl schon einen ganzen Fuß aus dem Lote, und da dem Baumeister deswegen der Angstschweiß auf die Stirn trat, wusch der Engel Gottfried sie mit Kölnisch Wasser und sagte: „Hab keine Furcht, ich werde dir das Geheimnis sagen.“ Und nun sagte er es: „Die mangelnde Standfestigkeit des Chores rührt von seiner Neigung her, umzufallen.“ Das schien dem Baumeister sehr einleuchtend, und er war überglücklich. Die Freude machte ihn halb aufwachen, und er dachte: Soll ich mir nicht aufschreiben, was der Engel gesagt hat? Aber es wird nicht nötig sein, ich behalte es, es leuchtet ja so ein. Herrgott, ich danke dir, daß nun der Dom und sein Baumeister gerettet sind.

Als er aber am Morgen von dem Türschlagen erwachte und sich besann, merkte er, daß die Frucht des Traumes eine taube Nuß war. Und Gottfried? Was träumte Gottfried in dieser Nacht der verrückten Träume? Er träumte, er schlief bei der Königin Luise. Nicht als ihr Mann, als ihr Sohn schlief er bei ihr, als ihr ganz kleiner Sohn, der hungrig ihre Brust suchte. Und während er schnaufend ihre süße Milch trank, zeichnete er mit seinem dicken

Stumpfffingerchen den Grundriß der Elisabethkirche in Marburg auf die weiße Mutterbrust.

Am Abend stieg Frau Berta, einen Schal um die Schultern, wieder auf den Dom und traf Gottfried in der Galerie, die innen über den Hauptbogenstellungen unter den großen Fenstern lief. Er war voll Schwarm und Begeisterung und rief sogleich, als hätte es zwischen gestern und heute keine Unterbrechung gegeben, und sozusagen im selben Atem: „Seht doch, Frau, wie wunderbar ist die plumpe Masse durchdacht! Keiner Geist ist das alles! Wie sauber sind die Gedanken! Wie groß ist die Ehrlichkeit, alle Mittel aufzuzeigen! Die Durchsichtigkeit und Reinheit dieser Gebilde muß das Trübe in der Seele des Anschauenden klären.“

Er schritt, von seinen eigenen Worten berauscht, auf die Bierung zu. Dort trat ein zierlicher Balken aus der Galerie in den Raum hinaus. Frau Berta folgte Gottfried langsam, staunend, wie diese Männer sich doch sachlich begeistern können, und fand ihn, wie er nachdenklich über die Brüstung in die Tiefe schaute. „Wie viel schwebt in dieser Masse!“ rief er. „Ist es nicht wunderbar, daß die einzige geschlossene Mauermasse die der Decke ist, während alle übrigen, alle stehenden Mauern, so durchbrochen und entmaßt sind, daß nur das unbedingt Nötige von ihnen übrig geblieben ist? Eine schwebende Mauer? Steine, die Flügel zu haben scheinen? Und das Wunder ist nur die folgerichtige Anwendung des Bogens aus Keilsteinen. Das Gewicht des Gewölbes ist tausend Tonnen, schätze ich. Zwanzig Streben fangen draußen den gewaltigen Seitenschub auf und leiten ihn sicher zur alten Erde nieder.“

„Da du von den Gewölben sprichst, Gottfried“, begann sie nachdenklich... aber er unterbrach sie: „Ich weiß, was Ihr sagen wollt, Frau. Ich werde dem Meister die Denkschrift nicht geben. Ich habe mir das in den Kopf gesetzt. Sprechen wir nicht mehr davon.“

Die Abendsonne fiel durch die buntverglasten hohen Fenster der Südseite von Südwesten schräg in breiter Flut herein, und ein liches farbiges Bad schien in dem steinernen Becken des Gebäudes zu stehen. Ein Abglanz aller edlen Steine war da, von goldenen Topasen, blauen Türkisen, roten Rubinen, violetten Amethysten und grünen Chrysoprasen. Die Bilder von Blumen, Tieren, Pflanzen, menschlichen Figuren und Fabelwesen dämmer-ten aus den bunten Glasteppichen auf, und was in der Erfindung noch grell gewesen sein mochte, das hatten die Jahrhunderte gemildert und gebleicht. Da ringelte in Topasfarben eine Schlange über einen meerblauen Grund — eine gelbe Lilie stand im Violetten, so rührend und süß an Farbe, daß das entzückte Auge sich feuchtete — eine Eidechse breitete ihren mit grünen Smaragdplatten geschuppten Rücken fast wollüstig aus, als sonnte sie sich im Lichte, während der amethystene Saß ihrer weichen Flanken hastig zu atmen schien — eine Schildkröte ließ die Kauten ihres starren Panzers im durchfallenden Lichte zwischen Grün und Gold unbestimmbar flimmern, und die Tieräuglein waren zwei glührote Rubintropfen. Die steinernen Maßwerkstäbe, das schwarze Netz der Bleilini- und die zwischen den Steinstäben gegen das Durchbeulen der Scheiben quer eingezogenen dünnen Sturmstangen standen schwarz gegen das Licht, anspruchslose verlässliche Stützen des bunten Wunders. Das Drahtgitter, das draußen die Fenster gegen die Bögel des Himmels schützte, lag wie eine dünne lichtschwächende Wolke hinter dem Glastraume. Die acht Seligkeiten waren durch sinnbildliche Gestalten und lateinische Sprüche in den Mittelfeldern der Fenster dargestellt, in den vier gegenüber sichtbaren diese: Selig sind die Barmherzigen. Selig sind die Friedfertigen. Selig, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit. Selig, die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen.

Allmählich erlosch das brennende Wunder, denn die Sonne ging um den Südwestturm des Domes nach Westen hinüber. Die beiden blieben stumm, warteten und horchten mit geistigen Ohren

auf die brausende Choralmusik eines übersinnlichen Steinkonzertes. Seligkeit flutete auf der Blutwelle des Pulschlagendes vom Herzen bis in die entlegensten Gefäße. Da brach die Sonne durch das große Rad- und Rosenfenster der Westseite in den Dom. Aufflaminten wieder alle Farbenfackeln, alle Wunder, alle Geheimnisse. Das Licht prasselte wie der Lanzensturm einer geharnischten Phalanx herein, die Maßwerkspeichen ertranken in der bunten Flut wie die eines rasend gedrehten Rades. Ein Lichtwirbel bohrte sich durch den Raum. Es war den beiden plötzlich, als stände die bunte Radscheibe jäh ruckend still, die Speichen waren unbewegt, und in der Achse schlug sich ein großes Auge auf — ein Riesenauge. Das uraltheilige Dreieck mit dem Auge Gottes darin wurde eben von der Sonne durchleuchtet. Und das riesige Einauge, das Gottesauge, das Wodansauge stach seinen Blick ihnen in die Brust, während in dem beruhigten Fenster Schwärme geflügelter Engelsköpfe, eine jubelnde Wolke von Engelsköpfen erschien. Fest, starr aber schaute das göttliche Einauge die zwei Menschen an. Es schien jeden Winkel der Brust zu durchforschen, die Kammern des Herzens aufzubrechen und in die Tiefe der Nieren zu sinken.

Klaren Sinnes und in der Reinheit sachlicher Begeisterung hielt Gottfried mit blanken Augen den Blick Gottes aus — Verta schlug die Augen nieder.

Allmählich wurde es dunkel, die Sonne verschwand, und die Fenster verblaßten. Die Dunkelheit hob sich majestätisch aus den Winkeln heran und schien wie ein starker Atlas die vom Tagesdienste müden Säulen entlasten und das Gewölbe auf ihre breiten Schultern nehmen zu wollen. In Nacht und Stille wuchs alles Sichtbare ins Gespenstische hinein, und das Undeutliche bildete sich ins Schreckhafte um. Das Grauen kroch aus den schwarzen Seitenhallen hervor, und die Finsternis wölkte von den Steindecken der künstlichen Höhle langsam hernieder. Plötzlich zerbrachen Männerstimmen das steinerne Schweigen. In dem nördlichen Kreuzarme, der jetzt das Chor der Münstergeistlichkeit

war und die Kapitelstühle beherbergte, sangen die Kanoniker die lateinische Vesper. Die Vorsänger und der Chor der Epistelbrüder, Männer- und Knabenstimmen, Aufgesang und Abgesang, Erzählen der heiligen Berichte in getragendem Tenor und das melodische Aufundnieder der Preislieder, alles das wechselte so sinnvoll und geordnet, darin war so viel Plan und Bau, Maß und Schönheit, daß der Gesang in der architektonischen Welt der Steine wie eine Architektur von Tönen war, Architektur fürs Ohr in der vom Lichte verlassenen Architektur für die Augen. Ein ungeheures Männliches stellte sich den Sinnen dar.

„Schauhinauf in die Tiefe“, flüsterte Gottfried, sich hinausneigend. „Man sieht keinen Grund. Der Abgrund selbst, das Bodenlose ist vor uns aufgetan. Und seht, wie die Pfeiler aus dem dunkeln Unendlichen mit ihren Profilen und Diensten stolz und gerade aufwachsen, sich in dem kleinen umblätternen Kapitellkopfe gleichsam zu besinnen scheinen, daß sie doch einmal nachgeben müssen, und sich nun als Gurten in holdem Bogen zueinander neigen. Weil alles Irdische schließlich nur in der Hinneigung, in der Liebe sich vollendet.“

„Im Aufgeben seiner selbst“, sagte Frau Berta. „Der Baumeister kennt diese Selbstopferung nicht, aber du kennst sie auch nicht, Gottfried.“

„Fangt Ihr wieder an, Frau?“

„Ich werde immer wieder davon anfangen müssen. Sieh, die Wunder alle hat ein Mann, eines Mannes Geist geschaffen und schaffen lassen. Ohne die willige Unterordnung unter den einen, ohne die Eintracht mit diesem hätten noch so viele eifrige Gehilfen nichts davon zuwege gebracht. Was für glückliche Zeiten müssen das gewesen sein, wo jeder gern seinen Geist, seine Geschicklichkeit und seine Einfälle dem unterstellte, der nun mal der Bauleiter war! Du aber willst dein bißchen eigenen Geist selbstisch für dich behalten. Und dann preigest du den reinen Geist...“

„Welcher Mensch ist reiner Geist?“ unterbrach Gottfried. „Ihr seid's auch nicht, Frau, denn Ihr denkt an den Baumeister und seine Familie, nicht an den Dom.“

„Komm, wir gehen“, sagte sie.

Sie gingen verstimmt hintereinander die nächtliche Galerie entlang zurück. Als sie aber die niedrige Holztür im Winkel von Schiff und Nordwestturm öffneten und auf das Dach des Seitenschiffes hinaustraten, war draußen noch Dämmerung, fast noch Tag. Gottfried blieb stehen und deutete auf einen, in einem Winkel als Konsole ausgemeißelten Männerkopf. Die mageren Züge waren scharf geschnitten, die Nase war spitz, der Kopf kahl. „Das wird der gotische Baumeister sein“, sagte er. „Sich so bescheiden in einen Winkel hinzumeißeln! Alles das in seinem Kopfe erfunden haben und das Bild dieses Kopfes nur Konsole sein lassen! Seinen Namen hat er verschwiegen, aber seht hier den lateinischen Satz auf dem knittrigen Spruchband: *Ultra posse nemo obligatur*. Niemand braucht mehr zu leisten, als er kann — ich habe noch ein wenig Latein von meinem Onkel Landpfarrer her behalten. Wie bescheiden! Mehr konnte er nicht. O du großer Namenloser! Konntest du wirklich nicht mehr? Schäme dich! Und wir Kleinen können kaum verstehen, was du gekonnt hast. Niemand braucht mehr zu leisten, als er kann,“ sprach Gottfried nachdenklich, „aber niemand,“ sagte er, Frau Berta ansehend, „niemand darf auch scheinen, zu können, was er nicht kann. Nicht können, das ist keine Schande, aber scheinen wollen, zu können, das ist dumm und lächerlich.“

Sie verstand ihn. Sie ging an die Brüstung, die auf dem Kranzgesims des Seitenschiffes stand, und sah auf die Stadt hinab.

„Da unten ist unser ehemaliges Haus, ‚Der Stein‘,“ sagte sie.

„Ich weiß jetzt auch, warum der Baumeister da aus- und in die Holzbude drüben eingezogen ist“, sagte Gottfried mit leichtem Hohn. Um abzulenken, verließ Frau Berta die Brüstung und ging zwischen den Tochdächern auf den Laufsteg zurück. Gottfried folgte ihr.

Auf dieser, dem Wetterschlage abgekehrten Seite des Domes, die von den schrägen Güssen des Himmels nicht gewaschen wurde, waren die Flächen und Leibungen mit grünen Moosen bedeckt,

die das sonst so tageslichte sonnenrote Gebäude düster färbten. Schwalben flogen kreischend vor den späten Besuchern aus ihren Nestern auf.

Frau Berta deutete in den Wald der Bogen über ihrem Haupte hinauf: „Warum sind die Schwibbogen über uns doppelt?“

Gottfried sagte sogleich voll Eifer: „Nun, die unteren nehmen den Gewölbeschub auf, und die oberen sichern das Dach. Gewiß nicht das leichte Holzdach, wie es da steht. Heute könnten wir die oberen Bogen wegnehmen, das Gebäude würde nicht einstürzen. Aber bei Sturm! Mit wie viel tausend Tonnen drückt ein Sturm wider die riesigen Dachflächen! Die oberen Bogen sind Sturm-sicherung.“

„Gottfried,“ sagte sie heftig und legte ihm die Hände auf die Schultern, „wenn nun durch deinen Eigensinn das Chor einstürzen sollte? Könntest du das verantworten?“

„Wenn Ihr an den Dom denkt, Frau, nur an den Dom, dann kann ich Euch sagen, was nach meiner Meinung mit dem Chor geschehen muß.“

Sie hielt ihn noch an den Schultern gefaßt und sah ihm gespannt ins Gesicht.

„Ich habe die Überzeugung gewonnen, Frau, — nehmt's nicht übel —, daß der Meister ein Stümper ist. Niemand braucht mehr zu leisten, als er kann, aber der Meister will den Schein erwecken, er könne mehr. Er muß fort vom Dome! Er ist ein Unglück für den Dom! Wenn Ihr mir versprecht, es ihm nicht weiterzugeben, dann werde ich Euch meine Meinung über das Chor sagen.“

Sie schwieg und sah zur Seite. Er suchte sich von ihr zu lösen und sagte leicht spöttisch: „Seht Ihr, es ist Euch doch nicht ums Chor allein zu tun.“

„Gut“, sagte sie entschlossen. „Sag's! Ich verspreche dir, was du verlangst.“

„Nun wohl. Ich habe Euer Wort. Und mit dem Chore ist das so: Das Chor muß einen Ringanker haben, das hat der Bau-

meister ganz richtig selbst gesehen. Der Ring muß sich fest um das Ganze legen und es als Block mit der Masse der Hochkirche verbinden so, wie meine Arme Euch fest umschließen.“ Er faßte die Frau im Eifer der darstellerischen Rede fest um, und eine Wärme ging von ihrem Körper in seinen über. Erschrocken ließ er sie fahren. Auch sie war erschrocken und ließ seine Schultern los.

Er trat durch die verzinkte Gasse zwischen zwei der kleinen Dächer bis an die Maßwerkbrüstung vor und setzte den rechten Fuß hinein. Sie sammelte sich, folgte, stellte sich neben ihn und sagte ruhig: „Sprich weiter.“

Ohne sie anzusehen und auf das wirre Dächermeer der dunkelnden Stadt hinabschauend, sagte er: „Ohne diesen Ringanker ist auch der alte Meister des Chores nicht ausgekommen. Er hat ihn in die Mauer hineingelegt, während er sie hochtrieb. Die eisernen Stangen gehen quer durch die Fenster hindurch. Sie scheinen nur Versteifungsstangen für das Fenstermaßwerk zu sein. Späterer Unverstand hat sie bei Erneuerung des Maßwerkes aus dem Ringverband genommen. Daraufhin wichen die Mauern aus dem Lote. Alles Weitere könnt Ihr Euch nun selbst denken. Euer Mann, und seine Vorgänger übrigens auch, haben dem alten Meister einfach nicht die Kühnheit zugetraut, die Ringstangen quer durch die Fenster zu führen.“

„Das ist es?!“ rief sie verwundert.

„Leuchtet Euch das ein?“

„Ja, das leuchtet sehr ein. So einfach ist es?“

„Sagte ich dem Baumeister nicht, daß es ganz einfach ist? Nichts einfacher als das.“

„Woher weißt denn du's?“

„Nun... ich weiß nicht... es kam mir der Gedanke, die Fensterstange könne sich in der Mauer fortsetzen. Da habe ich einen Spitzhammer genommen, die Mauer aufgeschlagen und hatte die Bestätigung. Es ist mir eben eingefallen.“

„Ja, es ist dir eingefallen“, sagte sie in tiefen Gedanken und schaute ihn von der Seite an.

„Ja, es ist mir eingefallen“, sagte er leichtthin und sah in die Dunkelheit hinaus.

„Steht das alles in deiner Schrift drin?“

„Ja. Und auch, wie man nach meiner Meinung das weitere Ausweichen der Mauern verhindert. Ich trage die Denkschrift jetzt Tag und Nacht auf meiner Brust. Dort ist sie sicher. Ich weiß nicht, ob sie es sonstwo sein würde. Hier ist sie.“ Er zog das Heft aus der Brusttasche, öffnete es und sagte: „Da lest, Frau.“

„Es ist zu dunkel.“

„Dem Nachfolger des Dombaumeisters Gottschalk“, las er vor.

„Meinst du damit — dich?“

„Wie könnt Ihr das denken, Frau!“ rief er. „Dem neuen Baumeister werde ich sie sofort aushändigen, wenn der alte gegangen ist.“

„Komm, es ist Nacht.“

„Gebt mir noch einmal die Hand“, sagte Gottfried. „Wißt Ihr, was Ihr versprochen habt?“

Sie gab ihm die Hand und sah ihn fest an. „Ich halte mein Versprechen.“

Sie gingen zum Treppentürmchen. In der Spindel war es ganz finster. Er faßte sie sorgsam am Arm und tastete sich selbst vorsichtig hinab.

„Hast du die Denkschrift?“

„Nein.“

„Lange genug bist du ausgeblieben. Zeit hättest du gehabt...“

„Er gibt sie nicht. Er trägt sie auf der Brust.“

„Er gibt sie nicht? Er trägt sie auf der Brust? Ha! Es wird übrigens nichts drin stehen. Es ist eine Betrügerei. Er weiß selbst nichts. Ich habe ein Loch gefunden, das er in die Mauer geschlagen hat, um zu suchen.“

„Es ist keine Betrügerei. Ich weiß, was drin steht.“

„Du weißt, was drin steht? Also sag es!“ drängte er. „Sag es

schnell! Du wirst wohl noch etwas behalten haben. Ich werde es mir schon zusammenreimen.“

„Ich habe ihm mein Wort geben müssen, zu schweigen.“

„Du hast? Und... und... ist die Rettung darin?“

„Ja. Sonst kann ich dir nichts sagen. Gute Nacht.“

Am nächsten Morgen nach dem Frühstück, während dessen niemand gesprochen hatte, nahm der Meister Gisela beim Arm und sagte: „Gisela, mit wem hältst du? Mit deiner Mutter oder deinem Vater?“

„Stellst du mir doch die Frage?“ sagte Gisela ängstlich.

„Ich habe dir vorgestern gesagt, es könnte die Zeit kommen, daß du wählen müßtest zwischen uns. Sie ist schon da. Deine Mutter hat sich mit Gottfried gegen deinen Vater verbündet.“

„Gottschalk!“

„...gegen deinen Vater verbündet! Der Gottfried besitzt eine Schrift über die Wiederherstellungsarbeiten. Die muß ich, koste es, was es wolle, haben.“

„Du wirst sie nicht von ihm bekommen, Gisela“, warf die Mutter ein.

„Sprich mit ihm, Gisela“, drängte der Vater. „Such sie ihm abzureden. Sei freundlich zu ihm. Zu seinen Kostleuten kannst du nicht gehen und auf den Dom, wo er sich abends herumtreibt, auch nicht. Aber ich habe angeordnet, daß er heute allein auf dem Gerüst im Chore arbeitet. Geh hinauf, du bist ja schon hin und wieder eine Leiter gestiegen. Aber halte dich ja fest und zieh keinen langen Rock an. Schau auch um's Himmels willen nicht nach unten.“

„Gisela, du wirst fallen!“ rief voll Schreck die Mutter.

„Ich werde tun, was du willst, Vater“, sagte Gisela mit feindslichem Blicke für die Mutter. „Ich werde auch nicht fallen.“

„Du bist eine wackere Tochter. Die anderen Gesellen werden alle unten im Chor bei der Arbeit sein. Tu so, als ob du mich oben suchtest. Und wenn sie sagen, ich sei nicht oben, so glaub es nicht

und steig hinauf. Und wenn du oben bist, Gisela — sei nicht blöde!... Verstehst du mich? Junge Männer sind manchmal etwas feck gegen Mädchen. Sei nicht blöde, versteh mich gut. Die Hauptsache ist, daß du die Schrift bekommst.“

„Soll ich gleich gehen, Vater?“ sagte Gisela entschlossen.

„Ja, geh gleich. Am besten, es geschieht schnell. Und sieh nicht hinunter, während du steigst, hörst du?“

Gisela ging. Als sie die Türklinke in der Hand hatte, eilte der Vater ihr nach, umschlang sie heftig, nahm ihren Kopf in die Hände und sah ihr tief, liebe- und leidvoll in die Augen mit dem Blicke, mit dem Abraham seinen Sohn Isaak vor dem Holzstoß auf dem Berge angesehen haben mag. Dann ging Gisela gesenkten Hauptes langsam hinaus.

Frau Berta war vor Schrecken starr, so daß sie ihre Tochter nicht hindern konnte, zu gehen. Als Gisela fort war, löste sich der Bann von ihren Gliedern und ihrer Zunge. Sie trat vor ihren Mann und zischte ihm ins Gesicht hinauf: „Ein Verbrecher bist du! Frau und Tochter würdest du verkaufen... O du!“

Meister Gottschalk sah sie kalt von seiner Größe herab an. „Ich muß die Schrift haben“, sagte er finster, ging hinaus und ließ die Tür hinter sich ins Schloß fallen, daß das ganze Haus erbebt.

Gottfried, der auf einem umgekehrten Kalkzuber stand und in einer Gewölbekappe die Fugen eines erneuerten Feldes einschmierte, dessen Risse am bedrohlichsten geklafft hatten, wandte sich plötzlich um, den Kopf ruckend wie ein Reh bei Gefahr, denn er glaubte sich gerufen. Träumte er? Oder sah er recht? Da stieg ja... ja wahrhaftig... aus dem Loch im Gerüstboden, aus dem das Ende der letzten Leiter steil aufragte, stieg die Tochter des Baumeisters herauf! Sie klopfte die Handflächen, die vom Greifen der Sprossen voll roten Sandstaubes waren, gegeneinander ab und näherte sich schamrot. Zaghast trat sie über den losen Boden der Bretter hin, von denen sich das beschriftene leicht durchbeulte. Gottfried sprang vom Zuber herab ihr entgegen und

so kräftig auf die Bretter nieder, daß der Boden krachte und das ganze Gerüst wankte. Auch Gisela geriet ins Wanken, als die ganze Welt da oben schaukelte, und Gottfried sprang ihr bei. Er umfaßte sie und rief: „Gisela? Du hier? Was machst du hier? Dein Vater ist nicht hier...“

„Ich suche dich, Gottfried.“

„Mich suchst du, Gisela? Hier oben auf dem Gerüste? Wie kamst du nur herauf? Du könntest ja Hals und Bein brechen! Warum ließeßt du mich denn nicht rufen? Ich laufe die Leitern wie ein Eichhörnchen hinauf und hinab. Aber du? Mir wird der Kopf noch heiß, wenn ich denke, was du getan hast. Du wirst müde sein und vielleicht etwas schwindlig. Komm. Sitz nieder!“ Er führte sie zu einem prallen Zementsack, legte ihn um, breitete ein Zeitungsblatt darüber und nötigte sie, sich zu setzen; ein klein wenig glänzender Staub wölkte auf. Während sie sich sammelte, stand er vor ihr, und seine Augen sahen an seiner weißbepulverten Nase entlang andächtig auf sie nieder. Und die eigentümliche, halb gebrechliche und im Haare so üppige Schönheit des Mädchens ging ihm auf.

„Haben die Gesellen dich gesehen, Gisela?“

„Nein, ich hab's abgepaßt, daß sie gerade zur Zehnuhrpause in den Bauhof gegangen waren. Leitern steigen ist so peinlich für eine Frau...“

„Wie glücklich, daß ich die Zehnuhrpause vergessen habe!“

„Ja, das war gut...“

„Was willst du von mir, Gisela?“

„Gib mir die Schrift“, bat sie.

„Hat der Vater dich geschickt?“

Sie antwortete nicht. Sie schaute zu Boden. Er sah auf die Eigende hinab und lachte kurz auf. „Wenn du mich auf dem Münsterplatz beiläufig um die Schrift gebeten hättest, ich hätte sie dir vielleicht gegeben“, sagte er. „Aber du wirst einräumen, daß die Mühe, die ihr aufwendet, sie zu erlangen, mich stutzig machen muß.“

„Dann kann ich also hinabsteigen“, sagte sie ergeben.

„Nimm es mir nicht übel, Gisela. Ein Mann muß wissen, was er will... Ich hab es deiner Mutter schon abgeschlagen.“

„Dann will ich hinabsteigen“, sagte Gisela und erhob sich.

Die Ergebenheit und der Mangel an Geschicklichkeit und Pfißigkeit rührten Gottfried tief. Er sagte: „Könnte ich dir nur in irgendeiner Weise dienen! Könnte ich dir nur den mühseligen und gefährlichen Aufstieg lohnen! Da du nun einmal da bist, so komm und sieh dir an, was wir hier schaffen.“

Sie mochte wohl ahnen oder aus Bruchstücken des Streites zwischen Vater und Mutter wissen, was der Vater in der Schrift zu finden hoffte. Für einen Augenblick blitzte in ihrem Köpfschen der Gedanke auf, daß sich Gottfried, wenn sie es geschickt anstellte, vielleicht verleiten ließe, im Laufe der Erklärung das Wesentliche der Schrift zu verraten. Sie errötete, indem sie voraussetzte, daß er ihre Gedanken durchschaute, und sagte:

„Nein, ich will nichts wissen. Laß mich hinabsteigen.“

Er sagte: „Setz bitte ich darum, daß du bleibst, Gisela.“

Sie hob langsam ihre Augen auf und sah ihm in seine strahlenden Sterne. „Freunde sind wir aber nicht, solange du dem Vater feind bist“, sagte sie.

„Du weißt nicht, wie reizend du bist, Gisela!“

„Du bist kein guter Mensch, Gottfried...“

„Bin ich wirklich kein guter Mensch?“ frug er betroffen. „Warum nicht?“

„Ich weiß es nicht.“

„Warum bist du so mißtrauisch, Gisela?“

„Du spielst gern mit Menschen.“

„Nein, das tu ich nicht!“

„Doch, Gottfried.“

„Nicht daß ich wüßte!“

„Man fürchtet sich vor dir.“

„Furcht will ich nicht erregen... wahrhaftig nicht... wahrhaftig nicht...“

„Du bist eitel.“

„— — Wirklich? — Wirklich?... Das wäre aber häßlich!“

„Man sieht dir ja schon an, welche Freude du hast, daß ich zu dir heraufgekommen bin.“

„Ja... ja... aber ob nur Eitelkeit der Grund ist?“

„Wie wirst du dich aufblasen, wenn dich die anderen Gesellen fragen, warum die Tochter des Baumeisters dich besucht hat!“

„Pfui!“

„Den Eindruck machst du.“

„Hassst du mich, Gisela?“

„Ich weiß es nicht.“

Mittlerweile waren die Gesellen in das Chor zurückgekehrt, und aus der Tiefe Klang der Schlag der Hämmer, das Klingen der behauenen Steine und das Krachen der eisernen Zirkel herauf, wenn der Umriss eines Formsteines auf die Steinflanke aufgerissen wurde. Eine Weile sahen sie beide hinab. Bierzig Meter sind in der freien Natur ein Nichts an Höhe, in einer Straße, von einem Dachfenster hinab gesehen, schon beträchtlich, aber in einem umschlossenen Raume ungeheuer. Gisela schwindelte es. Ein Stangenwald von Gerüstleitern stand im Chore, eine auf der andern, durch eine gemeinsame, in gebohrlen Ösen durchgesteckte Eisenstange verbunden und mit hölzernen Querlatten gegen- und untereinander versteift. Den Wald der Gerüstleitern kamen die Steigleitern herauf, jede neben einer kleinen Bretterstufe endigend, auf der die nächste Leiter stand. Durch ein vier-eckiges Loch im Gerüstboden spielte ein Seil hinab, das über einen am Gewölbenschlußstein aufgehängten Flaschenzug lief. In dem Stangenforste tönte der Hammerschlag regelmäßig wie das Klopfen des Spechtes im Walde. Aus dem Kirchenraume klang gedämpfter Gesang einer Totenmesse her, man hörte das Schellenklingeln der Messejungen und sah durch die Astlöcher der Bretter die Altarkerzen flimmern. Zu einer erhabenen Musik klangen Arbeit und Gottesdienst zusammen. Requiescat in pace, sang hinter der Bretterwand eine Männerstimme, die jäh abbrach.

Und als drüben die Totenmesse verstummte, drang von unten der Gesang Gottliebs herauf:

Und ist der Steinmehz erst Steinmehzmeister,
dann soll die Hochzeit sein zu Köln am Rhein.

„Laß mich gehen“, sagte Gisela.

Gottfried aber faßte sie sanft bei der Hand und führte sie an die Gewölbe. „Schau dir das doch zum Späße einmal an, Gisela. Das siehst du in deinem Leben nirgendwo wieder. Nicht wahr, man kann sich unten nicht vorstellen, wie gewaltig solch ein Gewölbe in der Nähe aussieht? Und dann das, was du leider nur hier zu sehen bekommen kannst: sieh, die Sprünge und Risse in den Klappen sind schon geflickt, aber die Rippen! O weh, die Rippen! Siehst du die feinen Haarrisse in den Birnstäben? So nennt man nämlich die aus den Rippen herausgearbeiteten Profile. Oh, das sieht bedenklich aus! Damit diese Birnstäbe nicht abgequetscht werden, haben wir...“ Aber Giselas Augen irrten unsachverständig und leer über das Steingefüge, und nur der vergoldete Engel im Schlußstein, der von unten so klein ausgesehen hatte, erstaunte sie durch seine Größe. Mit ihrer weißen magern Hand rührte sie ihn an, wie man in der Verlegenheit tut. „Laß mich hinuntergehen“, sagte sie.

Gottfried eilte von ihr fort über die krachenden und schaukelnden Bretter bis an den Rand des Bodens und schaute hinab. „Wie leicht du über die Bretter läufst“, sagte sie, ihm vorsichtig folgend.

„Warum macht ihr kein Geländer um den Boden?“

„Wir brauchen es nicht. Uns schwindelt nicht. Wir sind's gewohnt. Alles ist fest abgebaut, und einer verläßt sich auf die Gerüstarbeit des andern. Wohin käme man, wenn man alles im Leben nachprüfen wollte?“

„Du arbeitest da auf dem Brettersteg, wo der Zuber liegt?“

„Warum nicht?“

„Ohne Geländer? Und der Steg ist nicht breiter als ein Tisch? Und darauf hängst du über dem Abgrund?“

Er lächelte selbstbewußt.

Es lief ihr kalt den Rücken hinunter. „Ich würde sicher abstürzen“, sagte sie. Sie hielt den Kopf der Steigleiter gefaßt und schickte sich an, in das Loch hinabzutreten, aus dem sie heraufgekommen war. Da schauderte sie vor der Tiefe zurück, schwankte, erbleichte und hauchte: „Ich kann nicht.“

„Du mußt die Augen schließen, Gisela, und mit den Fußspitzen nach den Sprossen tasten. Abklettern ist schwerer als aufsteigen. Aber du kannst jetzt noch nicht gehen, alle Steinmengen sind im Chore. Willst du nicht bis zur Mittagspause warten?“

„Nein. Es ist mir schon gleich“, sagte sie trübselig.

Da legte er die Hände als Schalltrichter an den Mund und rief in das Loch des Aufzugs hinab: „Holla, Burschen! Heda, Gottlieb! Auf dem Münsterplatz ist ein Kalb mit zwei Köpfen zu sehen! Holla...! Holla...!“

„Holla!“ riefen die Steinmengen herauf. „Gotts Wunder! Das müssen wir uns ansehen!“ Und da der Baumeister nicht in der Nähe war, so verließen sie alle ihre Steine und Blöcke und stürzten ins Freie. Grabesstill war es im Chore. Gottfried aber zog heftig das Seil des Aufzugs hoch, das, sich anhäufend, wie eine Schlange sich um seine Füße ringelte. Da erschien das Ende des Seiles mit einem Eisenhaken, in dem ein großer Weidenkorb hing. Gottfried schwenkte ihn auf den Boden herein. „Steig in den Korb, Gisela, ich laß dich hinunter.“

Sie stand vor ihm und faßte plötzlich seine Hand. „Meinetwegen... meinerwegen... hast du sie hinausgeschickt?“ Ihre blauen Augen, die ihn so kühl angesehen hatten, wurden warm und feucht.

„Du bist ein wackeres Mädchen, Gisela. Und nun steig schnell ein.“ Er nötigte sie in den hohen Korb, hieß sie sich niederhocken, band sich das Seil um den Leib und schwenkte den Korb kräftig über das gähnende Loch hinaus. Dann löste er das Seil von seiner Brust und ließ es durch seine Hände laufen. Gisela sah ihn mit Augen voll tiefer Dankbarkeit an, aber der Korb versank, ihr Gesicht versank — sie war verschwunden.

Plötzlich, der Korb mochte zehn Meter tief abgefahren sein, hielt Gottfried das Seil an und zog den Korb wieder herauf. Kräftig zog er und setzte sich dabei fast auf die Bretter. Da schien der Boden heller zu werden, aufzuleuchten schien er beim Auftauchen des metallischen Haares, und jetzt kam Giselas Kopf nach, dessen große Augen ihn fragend und angstvoll anschauten.

„Ich wollte dich nur noch einmal sehen“, sagte er und ließ das Seil schon zurücklaufen.

Die warme Röte schlug ihr in die Wangen. „O du...“, sie war wieder im Loche versunken, und auf dem Gerüstboden schien es dunkel zu werden.

Nach einer Weile — Gottfried arbeitete wieder an seinen Fugen — hörte er die Steinmeßen zurückkehren. Die groben Brocken des todtliegenden Gesteins krachten unter ihren Schuhen. „Was,“ klang es herauf, „Gottfried, du Was! Du hast uns einen aufgebunden! Das sollst du büßen, Halunke!“ Gottfried aber lachte, daß es von den Gewölben schallte, und das Lachen Gottliebs antwortete aus der Tiefe.

Unten erhob sich der Lärm der Steinmeherei von neuem. Bald aber rief es: „Holla, Gottfried! Holla! Wirst Kalk brauchen! Ein Zuber steht im Korbe! Zieh ihn auf!“

War das aber ein schwerer Zuber! Gottfried riß und zerrte am Seile und setzte sich ein paarmal blank auf den Boden. Die Augen traten ihm hervor, und er war nahe daran, die Arbeit aufzugeben und den Korb absinken zu lassen. Aber Unmut über seine Schwäche und der Stolz rührten sich, er stieß mit dem Fuße die sich aufringelnde Seilschlange in das Loch hinab und rief stöhnend: „Da... unten... holla! Zieht mit!“

Unten zog man mit. „Was habt ihr... da nur... hineingefüllt... ihr Kerle!“ rief Gottfried im Ziehen. Da erschien der Korb im Loche, Gottfried schwenkte ihn herein, und im Korbe — saß Gottlieb.

Er grinste dem verblüfften Gottfried ins Gesicht, kletterte gemächlich aus dem Korb heraus und hielt in der erhobenen Hand

ein langes goldenes Frauenhaar wie einen erhaschten Sonnenstrahl.

„Was ist das?“ rief er lachend.

„Ja, was soll das sein...?“ stammelte Gottfried.

„Im Rohr ist gut Pfeifen schneiden“, orakelte Gottlieb, „und wo Mädchenhaare sind, da ist auch mehr vom Mädchen. Wie kommt das Haar in den Korb?“

„Weiß ich's?“

Gottlieb piffte sich eins.

„Was soll das?“

„Wo man kostet, da will man auch schmecken...“

„Verschluck dich an deinen Kätseln, Gottlieb!“

„Kannst ihn drehen, wie du willst, der Hintere bleibt immer hinten. Gestich lieber ein! Wer war es?“

„Laß es genug sein, Gottlieb“, sagte Gottfried kurzweg und ging an seinen Arbeitsplatz.

„Ah! Aha! Ich versteh! Frauengeschichten — Ehrensache! Ich versteh! Aber ein Nas bist du doch, Gottfried, das Frauenzimmer gleich aufs Gerüst einzuladen. Und während du uns das Tier mit den zwei Köpfen zeigtest...“

Gottfried warf ihm einen Blick wie einen Stein an den Kopf, Gottlieb fühlte den Wurf und hielt es für ratsam, schleunigst abzufahren. Er stieg in den Korb, nahm das Laufseil in die Hände, stieß sich, mit dem Korbe sich über den Boden hinwippend, mit diesem über die Öffnung hinaus und trudelte sich selbst langsam zur Tiefe, indem er innig summt:

Dann soll die Hochzeit sein zu Köln am Rhein.

Drum, liebes Mädchen, sei nicht so traurig...

„Zum Zeichen, wie ich Euch vertraue, Frau, bitte ich Euch, die Denkschrift von mir anzunehmen. Ich kann sie nicht immer bei mir tragen. Bewahrt sie mir gut!“

Frau Verta nahm das Heft stumm an und steckte es in ihre Brust.

Und es war ihr, als nähme sie ein Kind an den Busen. Ein Kind Gottfrieds.

Er weiß zuviel, dachte der Dombaumeister. Er weiß zuviel, vom Chor und von mir. Von mir! Von mir! Er muß herausgeben, was er weiß — oder schweigen. Das Beste wäre, er bräche den Hals. Ganz zufällig den Hals...

Gisela lag im Bette, einer ihrer Zöpfe schlang sich um den bloßen Arm wie die Schlange des Askulap um den weißen Stab. „Er hat mich vor den Gesellen verbergen wollen!... Er hat mich nicht beschämen wollen!... Er hat mich geehrt!... Er ist nicht eitel, und er ist gut! Oh!“ Sie biß sich in den weißen Arm, daß nicht die Mutter nebenan ihren Freudenausschrei hören sollte. Und ein rotes Mal blieb in der weißen Haut.

Gottfried war wieder auf dem Dome. Unten auf dem Münster-
plazze hatte ihm ein Bote einen Brief Frau Bertas übergeben. Wie man einen edlen Wein nur in feierlicher Stunde trinken will, so mag man einen bedeutungsvollen Brief nicht in platter Umgebung lesen. Er hatte seine Neugierde bezwungen und war auf den Dom zu einem Stelldichein mit Frau Bertas Brief gekommen.

Da hatte er den Dombaumeister sich um eine Ecke des Laufgangs drücken sehen. Uha, er will uns belauschen! Er ist argwöhnisch, der alte Fuchs! Weil er nicht laufen kann, was er möchte, will er den ausgetobenen Preis wenigstens zurück haben. Oh, doch ein edler Zug des Schurken! Gottfried hatte getan, als sähe er nichts, aber er hatte, mit der Srtlichkeit wohlbekannt, den Meister durch absichtsvolles Herumstreichen vor sich her- und schließlich in den Orgelkasten getrieben. Dem Baumeister war keine Wahl geblieben.

Die Orgel stand auf der steinernen Sängerbühne, welche die Obergeschosse der Türme verband und durch das große Rad-

fenster der Westseite erleuchtet war. Der Stand für den Bälgetreter war durch einen Holzverschlag eingefaßt. Dort hinein, auf die Trittbretter der Bälge, war der Baumeister getrieben worden.

Gottfried setzte sich an der andern Seite auf die Bank des Organisten, und den Brief auf das Notenbrett gestellt, las er: „Ich werde nicht mehr auf den Dom kommen, Gottfried. Ich will Dich nicht wiedersehen. Du sollst nicht mein Sohn sein. Gisela ist gegen Dich... Ich danke Dir. Ich hätte zwanzig Jahre später geboren sein sollen — geh! geh! Es wird das Beste für uns alle sein, für mich, für den Baumeister, für Gisela. Auch für Dich. Ich fürchte Gefahr... Geh, ich bitte Dich, Lieber. Und denk zuweilen an Frau Berta...“

Gottfrieds Gesicht glühte und strahlte. Er spielte auf den Tasten der Orgel und zog die schönsten Register. Die Tasten senkten und hoben sich, aber die Pfeifen blieben stumm, weil der Mann Frau Bertas nicht den Wind machen wollte für ein Preislied, das ihr junger Freund auf der stummen Orgel spielte.

Jetzt aber schlug Gottfried den Deckel des Spielpultes zu, daß die Pfeifen leise summten und die Winkel des Domes sich den Widerhall zuwarfen, bis er in einer fernen Ecke verstummte.

„Nein,“ sagte Gottfried, vom hohen Orgelbock niedergleitend, „es handelt sich nicht mehr um dich, gute liebe Frau Berta. Es handelt sich nicht mehr um dich. Und Gefahr? Da lach ich drüber!“

Er trat an die Brüstung vor, in der singende und musizierende Steinengel ausgemeißelt waren. Seine Kappe setzte er einem der steinernen Knaben auf, dem sie bis auf die Schultern fiel, und lehnte sich über das Geländer in die Kirche hinaus. Im Dachreiter draußen auf der Bierung läutete hell die Glocke den Englischen Gruß, und vom Uhrturme, dem Nordwestturme, rollten langsam sechs schwere Schläge durch den Steinkern in den Boden hinab. Unten im Dome rief eine quarrende Stimme: „Es wird geschlossen — es wird geschlossen — es wird geschlossen“,

und der alte Schweizer rasselte mit dem Schlüsselbunde. Er schritt das Schiff herab, die Seitenschiffe kamen Chorjungen herunter, und Schweizer und Chorjungen stöberten, wie die Treiber auf einer Jagd das Wild aus Kraut und Hag, aus Beichtwinkeln und Betstühlen Andächtige auf und trieben sie langsam gegen das Hauptportal. Als die Kirche geschlossen war und der Schweizer das Schiff zur Sakristei hinaufschlurfte, rief Gottfried hinab: „Heda, Schweizer! Komm mal 'rauf!“

„Teufelsjunge, Gottfried, was willst du einen alten Mann siebzig Stufen hinauflocken?“

„Komm nur mal immer herauf!“

Nach einer langen Weile erschien der Alte aus der Thür der Spindel. Er trug einen roten schwarzgesäumten Schweizermantel und eine schwarze rotbequastete Mütze. Einen Stab so groß wie er selbst, mit einem blanken Messingknopfe darauf so groß wie sein eigener Kopf, setzte er vor sich her. Er schnaufte und legte die Mütze auf die Brüstung. Sein Kopf rauchte.

„Gottfried, Teufelsbursche, warum gehorcht dir ein alter Mann?“

„Ich möchte etwas mit dir schwätzen, Schweizer.“

„So? So? Ei! Ei! Hör! Der Bursche möchte mit mir schwätzen! Und deshalb klettert der alte Mann herauf!“

„Du siehst, daß du's noch kannst, und du mußt dich bedanken, Schweizer, daß ich dir Gelegenheit gebe, zu beweisen, daß du noch nicht alt bist.“

„Ein bißchen kräftig ist dein Beweis! Ein bißchen für Pferde! Ein bißchen anmaßend bist du, Junge... aber du gefällst mir doch.“

„Also, dann setz dich, Vater!“ Er schob ihm einen Hocker zu.

Der Schweizer mochte durch eine Krankheit auch den Rest der Haare verloren haben, den das Alter ihm vielleicht gelassen hätte. Der Kopf war so blank wie der Messingknopf des Stabes. Der Alte hatte den Stab in den Schulterwinkel gelegt, und brüderlich lehnten die blanken Kugeln aneinander, der Kopf und der Knopf, elfenbeinern und golden.

„Eine halbe Stunde mit der grünen Jugend schwagen, das muß das Alter sich schon etwas kosten lassen“, sagte der Schweizer.

„Junge, wir haben zu gleicher Zeit Flaum auf dem Kopfe gehabt, du, als die Haare kamen, ich, als sie gingen. Also laß Seil ab!“

„Wie wär's mit dem Dombaumeister?“ lachte Gottfried.

„Klatschen tu ich aber nicht, Gottfried.“

„Es heißt nicht klatschen, Alter, wenn man sich von eines Künstlers Kunst unterhält. Ein Künstler ist ein doppelter Mensch. Von seinem erbärmlichen Mann-Menschen, den er mit anderen Menschen gemeinsam hat, davon soll man freilich nicht reden. Aber sein Künstler-Mensch gehört allen.“

„Hm...“

„Und der Baumeister will doch ein Künstler sein.“

„Ist er denn vielleicht keiner?“

„Nein!“

„Was du nicht sagst! Ja, ja, die Jugend weiß alles. Das Alter wird ganz von selbst dumm. Neue Messer sind scharf.“

„Alter Brummtopf!“

„Jeder Vogel singt auf seine Weise. Also der Baumeister ist kein Künstler. Wie sieht dein Künstler denn aus, wenn's gefällig ist?“

„Er packt den Stier bei den Hörnern und rammelt ihm die Knochen aus dem Hautsack! Seine Aufgabe mein ich!“

„Gut gesagt! Gut gesagt! Ein bißchen kräftig, aber gut gesagt! Und der Baumeister tut das nicht? Nein, das kann man wahrhaftig nicht sagen. Sag mal, du junger Sturmwind, du solltest dich lieber mit deinem Baumeister vertragen. Du solltest ihm ein bißchen um den Bart gehen und dich an seine Tochter heranzumachen. Das junge Kälbchen würd ich bei den Hörnern nehmen, falls es schon welche hat. Gefällt dir die Tochter nicht, he? Was ist das mit dir? Wenn die Ente Wasser sieht, dann wackelt ihr der Würzel. He? Wie ist das mit dir und den jungen Mädchen? Halt dich an die Tochter und schilt nicht auf den Erzeuger. Dann wirst du bald sein Nachfolger sein.“

„Ja, wenn man die Tochter ohne den Alten bekommen könnte...“

„Du scheinst also lieber Beschützer der Witwen und Waisen zu sein? Ich versteh! Möchtest nur mit Frauen zu tun haben? Ich versteh! Die Männer sind euch jungen Weltknetern zu harte Steine, sind nicht solche Gummibälle wie die Weiber. Oh, ich versteh! Mit meinem Schwiegervater, der Domschweizer war, ging's mir nicht anders. Ihr Jungen seid ja riesig gescheit, aber in einem seid ihr doch alle gleich dumm: Ihr bedenkt nicht, daß eure Alten auch einmal so jung waren wie ihr und auch unter den Alten geseufzt haben wie ihr. Und dieselben Vorwürfe hatten. Darum durchschauen sie euch bis in die Hosen.“

„Kannst reden, was du willst, Alter, recht hab ich doch!“

„Natürlich hast du recht. Das Recht hat man nämlich nicht im Kopfe, das wächst auf dem Kopfe: die Haare sind es. Ob sie lang und dicht sind, das ist das Recht. Danach hast du freilich viel Recht. Und wie die Haare ausfallen, kommt ihr ins Unrecht. Ganz von selbst. Haar um Haar. Stufe um Stufe. Das wirst du auch erleben. Grün seid ihr wie Pflaumen im Juli! Bitter wie Schlehhen! Unreif wie Holzäpfel! Dazu noch frech wie... wie...“

„Na? Wie denn, Alter? Wie denn?“ lachte Gottfried. „Kannst du nichts mehr finden, armer Alter?“

„...wie ein Affenhintern!“

„Holla! Du sparst nicht, Alter!“

„Wenn ich dir den Pelz wasche, muß ich ihn auch naß machen dürfen. Ich hab dich gern, Junge. Nimm Lehren an.“

„Dazu hab ich dich nicht gerufen.“

„Ah so? Ja, richtig! Also bitte. Du hattest etwas gegen deinen Baumeister auf der Brust. Herunter damit! Laß keine Kröte auf dem Herzen bersten!“

„Ein Stümper ist er! Ich wollte, ich könnte ihm das mal gerade ins Gesicht sagen. So recht von Herzen ins Gesicht sagen. Das täte wohl! Das täte wohl! Dafür gäbe ich einen Monat Steinmehnenlohn hin. Dumm, unverträglich, rechthaberisch, selbstisch, eifersüchtig, feige, rachsüchtig...“

„Halt! Das ist Klatsch!“

„Gut! Aber vom ‚Künstler‘ darf ich reden? Was kann dieser Künstler? Gotisch von romanisch kann er unterscheiden und noch etliches, was er auf den Schulen gelernt hat. Aber das Geringste, was er in den Schulen nicht gehabt hat, das kann er nicht. Wenn ich sage, daß mein kleiner Zeh mehr denkt als sein ganzer Dombaumeisterkopf, dann bin ich noch sehr bescheiden. Oh, welchen Haß habe ich gegen diese beamteten Dummköpfe! Gegen diese Stellenschinder und Pfründenfresser! Gegen die betitelte Unfähigkeit! Da sagen sie zu ihren Untergebenen: ‚Macht das so und so. Ihr wißt schon! Werdet’s schon recht machen!‘ Dabei ist ihnen selbst der Kopf leer wie der Sack dem Bettler. Und sie lassen sich die fertige Zeichnung reichen, sie kritteln ein wenig dran herum, während ihnen doch der Verstand stillsteht vor Staunen. Sie krizeln hier und da einen überflüssigen Strich hin, dann schreiben sie keck und frech darunter: ‚Invenit K. V. Besteller Dombau-
meister.‘ Der Herr darf Zins vom Geiste nehmen, weil er der Herr ist. Haha! So will unser erleuchteter Baumeister mich befehlen. Er möchte meine Schrift haben, die ich über die Wiederherstellung des Chores geschrieben habe, würde sie durchblättern, hier ein Komma streichen, dort ein ‚und‘ einfügen, und dann davor schreiben: ‚Neue Vorschläge für eine dauernde Wiederherstellung des Chores Unserer Lieben Frau. Aufgesetzt, erfunden und gezeichnet von Dombaumeister Gottschalk. Einer Hohen Regierung und einem Hochwürdigem Kapitel in schuldiger Ehrfurcht überreicht.‘ Und ich würde dastehen mit langer Nase, und ein Mühlstein würde drüber zu Staub zerfallen, ehe sie mich hereinriefen und mich frügen: ‚Was hast du an dem Entwurfe mitgearbeitet, Gottfried?‘ Und wenn ich mich selbst meldete, so ließe mich der Regierungsrat für das Bauwesen durch den Pförtner und der Stiftspropst durch den Sakristan hinauswerfen, und der Baumeister würde aufgefordert werden, den frechen Gefellen Knall und Fall zu entlassen.“

„Ich sehe, du wirst nicht mehr lange hier bleiben, mein lieber junger Freund“, sagte der Schweizer betrübt.

„Nein, so kommt's nicht, sag ich dir! Nein! Sondern der Baumeister wird nicht mehr lange hier bleiben, mein lieber alter Freund Schweizer! Das schwöre ich dir! Ich werde den glimmenden Brand ins Freie zerren, daß er Luft bekommt und Flamme schlägt! Wenn ich Meister wäre, ich würde mich doch schämen, meinen Namen unter etwas zu setzen, das ich nicht gemacht hätte. Und wenn der Regierungsrat es mir beföhle, so würde ich sagen: ‚Das kann ich nicht! Das Papier müßte doch rot werden, die Linte versiegeln und die Feder zerbrechen, wenn ich eine solche gemeine unverschämte Lüge niederschriebe.‘ Jemandem seinen Geist stehlen ist schlimmer, als ihm sein Geld stehlen. Denn Geld kann man immer wieder erwerben, aber ein künstlerischer Einfall, das ist ein Geschenk! Und warum geht es mir so? Nur deshalb, weil ich nicht die berühmte Schule habe besuchen können, sondern alles aus mir habe schaffen müssen. Weil meine Eltern so gewissenlos waren, mich als Waise in der Welt zu lassen, und sich zu früh von dieser Bühne der Narren und Verbrecher wegstahlen. Weil ich mich nicht mit dem Titel Baumeister konnte stempeln lassen. Und weil es mir widerstrebt, mich in den Röcken der Tochter zu verstecken und auf einem krummen Wege über den Schwiegervater zum Baumeister zu kommen. Ich will meinen Fall herauszerren aus der Verborgenheit und meine Angelegenheit zu einer allgemeinen machen!“

„Sieh mal an, ein so ernstes Gesicht hat die Sache?“ sagte der Alte. „Ja dann, freilich. Und ich glaube, du hast recht, Junge. Ich glaube sogar, du hast sehr recht. Und zwar nicht nur von wegen deiner vielen Haare...“

„Dann will ich fordern, daß sie uns beide einschließen, den Baumeister und mich, jeden in einer Klausel. Sie sollen uns eine Aufgabe stellen, zwölf Stunden sollen sie uns einschließen und uns keine Hilfsmittel geben. Und ich will mir ausbedingen, die Klausel, in welcher der Baumeister sitzt, durchsuchen und in seine Taschen greifen zu dürfen, ob er nicht doch eine Eselsbrücke versteckt hat. Und dann los! Ich brenne darauf! Ich kenne keine größere Freu-

de! Los mit Schiene und Zirkel! Ha, ich kann mir denken, wie er da an seinen Nägeln kauen wird, der Herr Baumeister, daß sie angeknabbert sind wie ein Brot von Mäusen! Los auf die Jagd nach Einfällen! Haha, ich kann mir vorstellen, wie er hinter den Einfällen herrennt, und was er einfängt, sind nur die Wölfe, die er sich in leerem Brüten aus der Nase holen wird.“

„Gut! Gut! Da hast vielmals recht, Gottfried. Schon deshalb, weil du dein Recht beweisen willst. Weil du das Gottesurteil bestehen und die glühende Platte anfassen willst. Wenn dein Baumeister dich hören würde, so würde er selbst sagen: ‚Machen wir beide die Prüfung.‘ Geh doch zu ihm, zum Meister Gottschalk, und fordere ihn in die Schranken! Ich bin sicher, er wird sich nicht verhöhnen lassen. Er wird dich Zwerg erst ein bißchen von oben herab angucken, aber dann nimmt er den Handschuh auf, den du ihm hingeworfen hast.“

„Ich bin sicher, das tut er nicht, guter Alter! Er wird lieber mich mit Kuchen stopfen, mich mit Wein betrunken machen und wird mir seine Frau und Tochter vorstellen, daß ich mich in sie verlieben und über ihnen die Herausforderung vergessen soll. Denn er schwitzt ja Blut vor Angst. Ich muß ihn vor Zeugen herausfordern, auf offener Straße, auf dem Werkplatz oder im Dome. Doch ich möchte ihm die Schande ersparen und ihn reizen, daß er handelt ohne die öffentliche Herausforderung. Aber er tut's nicht! Er tut's nicht!“

„Woher weißt du, daß er es nicht tut?“

„Er tut's nicht! Er tut's nicht! So sicher, wie du hier sitzt, guter Alter — er tut's nicht!“

„Ich wette, er tut's.“

„Wette lieber nicht, du würdest die Wette verlieren. Wenn er uns hier hörte und nur dich zum Zeugen hätte, glaubst du, daß er hervortreten, mir auf die Schulter schlagen und sagen würde: ‚Rühn bist du, Gottfried! Tollkühn! Fast frech bist du! Aber du sollst deinen Willen haben!‘ — Glaubst du das?“

„Das glaube ich!“

„Ich glaube es nicht! Mehr, ich weiß es! Müßte er sich vor dir schämen, Alter, wenn er nur dich zum Zeugen hätte?“

„Vor mir nicht. Ich schwache nicht. Ich habe, bevor mein Schädel kahl wie eine Kegelfugel wurde, so viel von Menschen gesehen und gehört, ich habe so viel leeres Stroh gesehen, das sich für volle Garbe ausgab, und habe geschwiegen. Ich würde auch dazu schweigen.“

„— Siehst du, Alter, er tut's nicht!“

„Siehst du? Siehst du? Wieso soll ich sehen? Was ist hier zu sehen?“

„Haha! Ich habe vor, alter Freund, ihn einmal in deiner Gesellschaft zu stellen, denn ich kann nur mit Schweizern verkehren — nimm's nicht übel, guter Alter, — die Kapitelherren verkehren ja nicht mit mir, weil ich nicht akademisch, nicht abgestempelt bin. Sonst möchte ich ihn wohl vor den Kapitelherren stellen. Aber er geht nicht darauf ein! Du wirst's erleben!“

„Ich bin ja nur ein einfacher Mann, aber ich habe allerlei vom Leben kennen gelernt, und vor mir braucht sich keiner zu fürchten. Mannsleute verschweigen fremde Heimlichkeiten, Frauleute die eignen, sagt das Sprichwort. Für Heimlichkeiten und Sünden ist ein Alter schon das Grab, in das er bald eingeht, und das Richten hat er ganz verlernt, außer über sich.“

„Oh, er ist feige! Feige! Die Hyäne, die nachts an das Lager heranschleicht, das draußen vergrabene verreckte Pferd ausscharrt und, wenn einer im Lager hustet, das Nas läßt und in gestrecktem Lauf die Wüste mißt, so lang sie ist — die ist ein Held gegen den Meister Gottschalk...“

„Halt! Halt! Ich höre nicht mehr zu! Bis hier habe ich dir zugehört, weil du dich gerecht zu beklagen scheinst. Aber wenn du ausfällig wirst...“

„Ich sehe Flammen vor den Augen,“ rief Gottfried wild, „wenn ich an den Meister Gottschalk denke! Ich hasse ihn, wie ich den Mörder meiner Mutter nicht hassen würde! Mein Blut wird Gift, wenn ich seinen Namen höre, und meine Ohren möchten

den Namen erbrechen wie mein Schlund, wenn ich eine Kröte hätte fressen müssen!“ — Der Schweizer sprang auf und hielt sich die Ohren zu, aber Gottfried faßte ihn an der Schulter und raste weiter: „Seit heute hasse ich ihn so! Denn höre, Alter: er würde mir gestatten, bei seiner Frau zu schlafen, wenn ich ihm meine Gedanken geben wollte, er hat mir seine Tochter geschickt, und für die Schrift als Gegengabe hätte ich...“

Da frachte der Verschlag des Bälgetreters, und heraus stürzte Meister Gottschalk. „Halunke!“ schrie er, daß der Dom widerhallte. „Halunke, Halunke“, gab das Echo weiter, und „Halunke“ klang es schließlich in fernen Winkeln ab.

„Halunke, du sollst haben, was du verdienst!“ schrie der Baumeister, ballte vor Gottfried die Fäuste und stürzte die Spindelstreppe hinunter.

„Hahaha! Hahaha!“ lachte Gottfried, und die Winkel des stillen Domes lachten mit: „Hahaha...“

Bestürzt stand der Schweizer da, sah Gottfried und sah den offenstehenden Verschlag an. „Ah,“ sagte er betreten und gekränkt, „ich war dir nur der Trichter für das Ohr des Baumeisters? So einer bist du? Nun, dann kann ich ja auch gehen.“ Still schlurfte er zur niederen Tür und verschwand in der Spindel.

Gottfried aber warf sich über die Bank des Orgelspielers hin, und die Tränen brachen ihm aus. Dazu lachte er und rief: „Du bist gerächt, Mädchen! Liebe Mutter Berta, du auch! Du bist gerächt, Gisela, Geliebte...!“

Die Sonne war schon lange fort. Dämmerung kroch durch den Dom umher wie ein Drache in seiner Höhle. Plötzlich, wie mit einem Ruck, wurde es vollends Nacht in der heiligen Höhle.

Als Gottfried den Dom verließ, begegnete ihm auf dem Domplatze der Baumeister, der wieder mit einer Laterne ins Chor ging. Bleich vor Haß sahen die Männer einander an.

Der Baumeister machte seine Gesichtsmuskeln durch stummes Klauen etwas geschmeidig, ehe er hervorbrachte: „Du fliegst zum

Ersten von der Baustelle. Bis dahin wirst du pünktlich zur Arbeit antreten. Ich habe dir noch etwas ins Zeugnis zu schreiben. Du wirst morgen die Kappe fertig einfügen, an der du heute gearbeitet hast.“

„Einer von uns beiden wird zum Ersten gehen. Es ist noch nicht ausgemacht, wer!“ trogte Gottfried. Dann hingen sie eine kurze Weile mit wilden Blicken verhaft wie verkämpfte Hirsche zusammen, bis sie sich wortlos trennten.

Im Chore war finstere Nacht. Nur der blasse Schein der Lichter der Stadt fiel auf dem Umwege über die Wolken durch die hohen Fenster herein. Durch die Undichtigkeiten der Bretterverschalung flimmerte das rote Licht vom Hauptaltar aus dem Dome herüber.

Die Steinblöcke standen wirt und kantig in der majestätischen Werkstatt des Chores. Der Meister stampfte durch das Lotliegende und stolperte über eiserne Winkel und Stahlhämmer. Leise fluchte er. Das Licht in der Laterne flackerte. Ein Bohrwurm klopfte im Holze einer Leiter. Es roch sauer und köstlich nach Kalk. Der Baumeister spie aus, und ein Brocken ungelöschten Kalkes zischte leise auf. Plötzlich erlosch die Kerze in der Laterne. Kästerlich fluchend zündete Gottschall das Licht wieder an. Die vier überlebensgroßen Standbilder der Evangelisten, die, gegen Steinschlag durch Strohverpackung und gegen den Baustaub durch Tücher geschützt, an den Mauerspfeilern zwischen den ungeheuren Fenstern standen, erschienen in ihren Verkleidungen als riesige Gespenster, von der Nacht ins Fantastische vergrößert. Wie verummte Barnegeister ragten sie auf ihren Konsolen.

Gottschall zog sein Halstuch durch den Ring am Kopfe der Laterne und knotete es. Sein Bart war nun von unten angeleuchtet, und im Schatten des Bartes schien sein Gesicht ausgetilgt zu sein. Das Kinn war tierisch vergrößert. Leise stieg er, wie ein Gorilla nachts in den Bäumen des warmen Urwaldes wandelt, auf seinen vieren im Stangenwalde aufwärts. Eine Sprosse

knackte, wie es wohl im finstern tropischen Dampfwalde knackt, wenn der Affe von Ast zu Ast turnt. Holzsplitter der ausgefranzten Sprossen spießten sich Gottschalk in die Hand; er hielt an und zog sie knurrend mit den Zähnen aus der Haut.

Er trat auf den Boden. Er ging zu Gottfrieds Arbeitsplatz. Er prüfte, sich auf die Beinen hebend und sich einige Male auf die Fersen fallen lassend, die Festigkeit des Standbrettes. Er kniete nieder und rüttelte an der vierkantigen Stange, die, in das Loch eines ausgesparten Steines eingelassen, das Brett trug. Sie stak fest. Er zog die neben der Stange eingetriebenen Holzkeile aus dem Loche. Die Stange ließ sich bewegen. Er band ein Seil an ihrem freien Ende an und bewegte sich vorsichtig auf dem Brette zurück. Vom Gerüstboden aus zog er mit dem Seile die Stange aus dem Standloch, löste das Seil und ließ die Stange in die Tiefe fallen. Grimmig lachte Gottschalk.

„Entsetzlich!... Erzähle, Gottlieb! Oh, wie entsetzlich!“

„Ja, was ist da viel zu erzählen, Frau Meisterin. Wir sind eben zur Morgenschicht angetreten, Gottfried ist die Leitern hinaufgelaufen, ich steh an meinem Blocke, summe mein Lied und habe gerade begonnen, den Stein mit dem Stahlhobel, mit Wasser und scharfem Sand zu polieren — da kracht es neben mir nieder in die Brocken. Gottfried ist abgestürzt und hätte mich im Sturze fast erschlagen.“

„Entsetzlich!... Was tat der Meister, Gottlieb?“

„Oh, der Meister... der Meister... der Meister hat den Gottfried ja gern gehabt. Er war im Chor in einer andern Ecke beschäftigt, er kam herangelaufen, warf sich auf Gottfried, zog ihm den Rock aus, betastete ihn rundum und fühlte ihm das Herz. Aber es war nichts mehr zu machen. Eher hätte man einen Fisch ertränkt als Gottfried wieder lebendig gemacht. Schwarzes Blut quoll Gottfried aus Mund und Nase.“

„Entsetzlich!... Kannst du dir denken, wie es gekommen ist?“

„Je nun, wie wird's gekommen sein? Bauleute müssen da-

mit rechnen. Abstürzen ist sozusagen unser Heldentod. Der Tragbalken unter dem Brette von Gottfrieds Stand wird sich gelockert haben. Der Balken muß in der Nacht aus dem Loche herausgefallen sein, wir fanden ihn nachher unten liegen. Gottfried war wohl etwas leichtsinnig, das muß man schon sagen. Er lief wie ein Eichhörnchen über die Gerüste. Er wollte auch nie Geländer bauen. Er war vollkommen schwindelfrei. Wir haben ihn alle drum beneidet.“

„Ich danke dir, Gottlieb.“

„Nichts zu danken, Frau. Ich wollte, ich könnte Gottfried wieder lebendig machen...“

Meister Gottschalk kam erst am späten Abend nach Hause. Als er ins dämmerige Zimmer trat, stand Frau Berta hinter dem Fenstervorhang und blickte starren Auges auf das Domchor. Der Meister sah sie nicht. „Er hat die Schrift nicht!“ knirschte er. „Er hat die Schrift nicht! Die Leichenweiber haben ihn gewaschen und nichts gefunden. Hat er sie verschluckt? Muß ich ihm den Darm auspumpen lassen? Das Weib hat mich betrogen...“

Da trat Frau Berta, schwarz gekleidet, einen Trauerschal um die Schultern, hinter dem Vorhang hervor. Als Gottschalk sie so unvermutet erblickte, zitterte er plötzlich wie eine Espe, wenn das Gewitter naht. Die Augen flackerten unruhig und wild in seinem bleichen Gesichte. Die Frau stand starr da, ihr Antlitz war weiß, und im Dunkel schien ihre versteinerte Gestalt ins Überlebensgroße zu wachsen.

„Du hast mich lange warten lassen“, sprach der Stein.

„Hast du... gewartet...?“ stotterte es aus der Espe.

„Nicht auf dich, auf eine Nachricht von dir.“

„Auf mich... nicht —? Wie soll... ich das verstehen...? Was bedeutet...?“

„Du hast Gottfried getötet!“

Wie ein Blitz fuhr das Wort in die Espe nieder und zerspaltete

sie. Der Mann schien zu zerklaffen — er wankte, er stürzte in die Knicke, er faltete die Hände.

Es wurde vollends dunkel. Die Menschen wurden wie Schatten. Nur die Augen Frau Bertas funkelten aus dem weiblichen Schatten. Die Augen des Meisters Gottschalk waren ohne Licht wie die eines Toten. Es schien ihm, als verliefße ihn sein Blut, als begänne sein Herz langsamer zu schlagen. Sein Wille schmolz. Er fühlte, wie an die Stelle seines Willens allmählich der jenes Schattens trat. Nur noch ein einziges Mal begehrte sein Wille auf.

„Gnade!“

„Zu spät! Auge um Auge! Gottschalk um Gottfried!“

Da verließ ihn der Rest seines Willens.

„Ich denke, du weißt, was du zu tun hast. Weißt du es?“

„Ich... ich... glaube es.“

„Mach es unauffällig. Daß die Lästermäuler nichts zu reden haben und dein Name gut bleibt. Daß sie von dir sagen, du seiest den Heldentod des Architekten gestorben. Du wirst wissen, welcher andere Balken sich am leichtesten löst. Du sollst auch ohne Sorge um das Chor gehen. Es wird nicht einstürzen. Die Schrift habe ich auf dem Dome verborgen. Sie ist für deinen Nachfolger bestimmt. Ich habe dir das Bekenntnis abgenommen, du selbst wirst dich entschöhnen.“

Auf der inneren Treppe waren Tritte zu hören. „Steh auf!“ befahl Frau Berta. Meister Gottschalk stand auf. Die Tür wurde aufgerissen, Gisela stand auf der Schwelle, hinter ihr Klara.

Klara fand sich zuerst im Dunkel zurecht. „Jesus Maria Deies!“ rief sie und verschwand.

Gisela suchte mit ihren vom Weinen kraftlos gewordenen Augen in der Nacht des Zimmers. „Es ist so dunkel im Hause. Seid ihr da, Vater und Mutter?“ Allmählich traten ihr die Schatten aus der Nacht hervor.

„Es ist so finster im Hause. Ich fürchte mich. Was steht ihr so starr da? Was ist? Vater und Mutter, ich fürchte mich!... War-

um redet ihr denn nicht? Warum macht ihr kein Licht? Sprecht doch! Redet! O Vater, wo ist Gottfried? Warum ließeſt du ihn auf dem Brette arbeiten? Gib mir Gottfried wieder, Vater!“ rief ſie laut. Dann löſte ſie ſich in Schluchzen auf. „So redet doch! Seid ihr tot?“

„Wir ſind alle müde“, ſagte die Mutter. „Ich bin müde, und der Vater auch von allem. Geh ſchlafen, Giſela!“

Giſela gehorchte ſofort. „Ja. Gute Nacht!“ Sie wankte auf ihren dünnen Beinen hinaus, die unter ihr zu zerbrechen ſchienen.

„Deine Tochter ſoll nichts erfahren. Ich werde es allein tragen. Jetzt nimm die Laterne“ — Meiſter Gottſchalk nahm die Laterne vom Nagel — „zünd' das Licht an“ — er zündete das Licht an — „und mach dich bereit zu gehen“ — er knöpfte ſeinen Rock zu und nahm den Hut. „Wir haben ſchöne Jahre miteinander verlebt, Gottſchalk, ſolange ich dich nicht erkannte und deine Natur dir gut zu ſein geſtattete. Ich danke dir dafür. Nun geh! ‚Lebwohl‘ und ‚Auf Wiederſehen‘ kann ich dir nicht ſagen, wenn die Worte einen Sinn haben ſollen. Ich werde mich ans Schlafzimmersfenſter ſtellen. Du gehſt auf geradem Weg ins Chor und ſteigſt die Leitern hinter dem großen Fenſter hinauf, daß ich dein Licht wie ſonſt ſehen kann. Und wenn es erliſcht, werde ich mein Geſicht verhüllen. Und an die ſchönen Jahre denken. Geh in Frieden!“

Er ſah ſie an mit dem Blicke eines verendenden Hundes. Er ſagte leiſe: „Lebwohl, Berta!“ Dann nahm er Hut und Laterne und ging gehorſam hinaus.

Kaum hatte die Thür ſich hinter ihm geſchloſſen, als Giſela durch die andere wieder hereinkam. „Ich fürchte mich! Ich fürchte mich ſo! Was für ſchreckliche Tage! Wo ſeid ihr, Vater und Mutter? — Du biſt ja allein, Mutter? Wo iſt der Vater?“

Frau Berta ſtand ſchon auf der Schwelle des Schlafzimmers, und die Thür in der Hand, ſagte ſie: „Der Vater iſt wieder fort, Giſela. Er hatte noch einen notwendigen Gang zu machen.“

Druck der
Offizin Haag & Drugulin N. G.
in Leipzig

Deutsche Erzähler der Gegenwart

in der Insel-Bücherei

Jeder Band gebunden 80 Pfennige

Binding

Der Opfergang. (Novellen, Nr. 23)

Carossa

Die Schicksale Doktor Bürgers. / Die Flucht (Nr. 334)

Peter Dörfler

Jacobäas Sühne. (Nr. 431)

Wolfgang Goetz

Franz Hofdemel. (Novelle, Nr. 174)

Ernst Hardt

An den Toren des Lebens. (Novelle, Nr. 13)

Hugo von Hofmannsthal

Reden und Aufsätze. (Nr. 339)

Nicarda Huch

Fra Celeste. (Erzählung, Nr. 405)

Das Jüdengrab. / Aus Simbos Seelenwanderungen. (Erzählungen,
Nr. 193)

Lebenslauf des heiligen Wonnebald Päd. (Erzählung, Nr. 58)

Der letzte Sommer. (Erzählung, Nr. 172)

Klabund

Piotr. (Roman eines Zaren, Nr. 403)

Solde Kurz

Die Vermählung der Toten. (Florentiner Novelle, Nr. 395)

Solleone. (Eine Geschichte von Liebe und Tod, Nr. 209)

Löns

Eiergeschichten. (Nr. 425)

Deutsche Erzähler der Gegenwart

In der Insel-Bücherei

Jeder Band gebunden 80 Pfennige

Thomas Mann

Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull. (Buch der Kindheit, Nr. 312)

Josef Ponten

Verareisegeſchichten. (Der Gletscher / Die letzte Reise, Nr. 427)
Die Uhr von Gold. (Erzählung, Nr. 412)

Wilhelm Schäfer

Das fremde Fräulein. (Anekdoten, Nr. 414)

Albrecht Schaeffer

Nachtschatten. (Novellen, Nr. 179)
Der Reiter mit dem Mandelbaum. (Legende, Nr. 229)

Jakob Schaffner

Das verlorene Seelenheil. (Erzählung, Nr. 391)

Johannes Schlaf

In Dingöda. (Nr. 20)
Frühling. (Erzählung, Nr. 49)

Wilhelm Schmidhonn

Der kleine Wunderbaum. (Legenden, Nr. 410)

Wilhelm von Scholz

Vincenzo Trappola. (Ein Novellentreis, Nr. 344)

Willy Seidel

Dali und sein weißes Weib. / Vom kleinen Albert. (Novellen, Nr. 133)

Karl Heinrich Waggerl

Das Wiesenbuch. Mit 16 Scherenschnitten des Verfassers. (Nr. 426)

Stefan Zweig

Die Augen des ewigen Bruders. (Nr. 349)
Kleine Chronik. (Vier Erzählungen, Nr. 408)
Eternstunden der Menschheit. (Fünf historische Miniaturen, Nr. 165)

